Die Welt am Sonntag
Illustrierte Familienzeitschrift.
Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.

Bielitz, 9. Oktober 1927

Der Besuch des Staatspräsidenten in Bielitz-Biala.



Begrüßung des Staatspräsidenten durch den Bürgermeister v. Bielitz

Einzelpreis (32 Text- und Bildseiten) Zl. 1.60.
D. G. 1.—.

F. Pernerstorfer-Bielitz

Inhaltsverzeichnis.

32 Text- und Bildseiten.



Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Die Blätter fallen und es herbstet leise

Kester & Co.



Handelsrichter Erich Greiffenhagen, vom Verlage L. Schottlaender & Co. (Verlag „Der Konfektionär“, Berlin), führte den Vorsitz des Weltkongresses der Fachpresse, der in Berlin stattfand ←

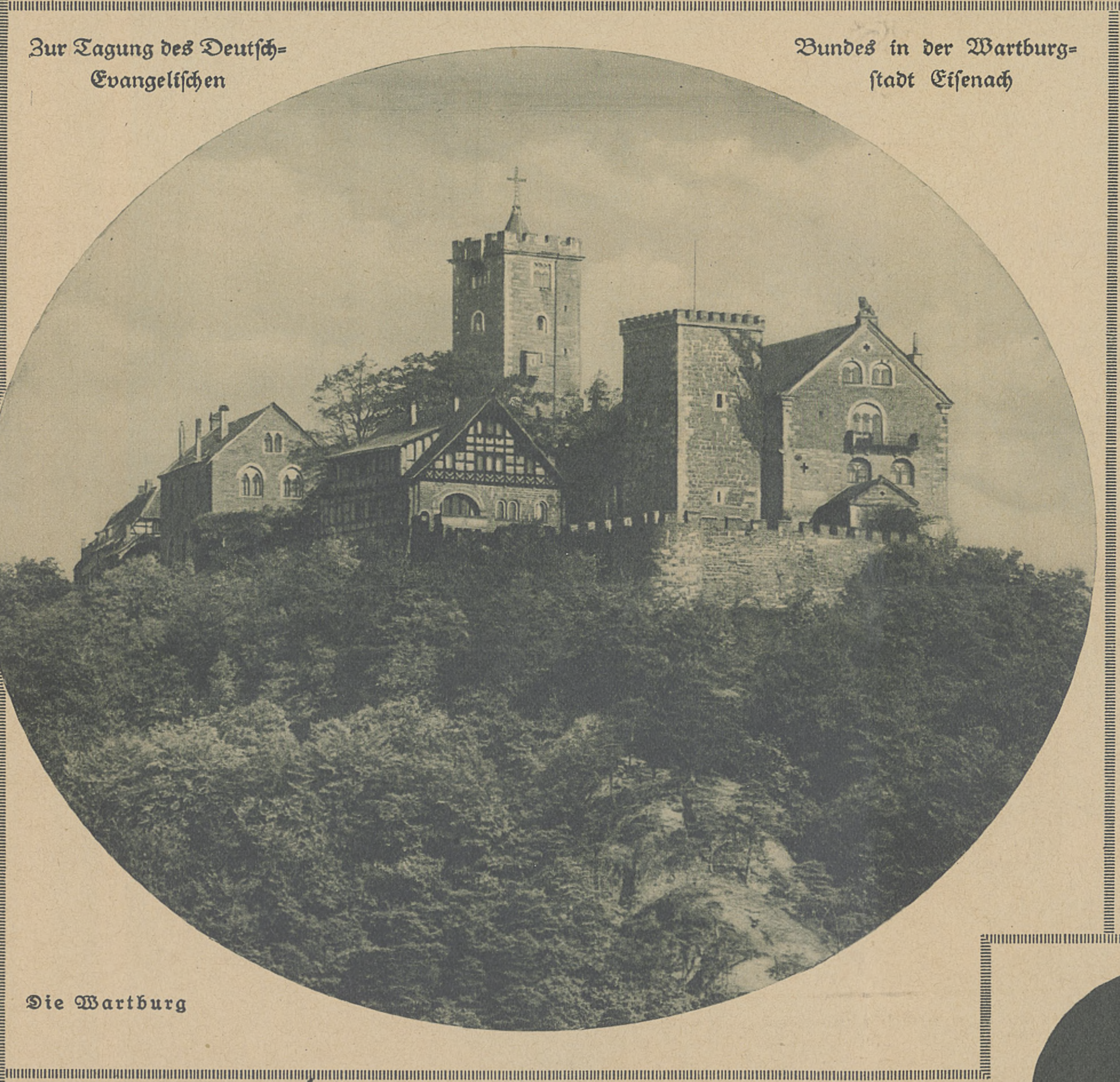
Graudenz

Auf Norddeutschlands höchstem Berge, → dem sagenumwobenen Brocken (1142 Meter hoch), findet am 10. Oktober eine großangelegte Feier statt zur Erinnerung an die 150. Wiederkehr Goethes erster Brockenbesteigung im Jahre 1777, veranstaltet vom Harzer Altertums- und Geschichtsverein (Wernigerode) und der Goethe-Gesellschaft. Namhafte deutsche und ausländische Persönlichkeiten von Kunst und Wissenschaft nehmen daran teil. Im Bilde: „Der Goetheweg auf den Brocken“

K. Th. Weigel



Zur Tagung des Deutsch-Evangelischen Bundes in der Wartburgstadt Eisenach



Die Wartburg



Ein großes Schadenfeuer wütete kürzlich in einem Geschäftsgebäude der A. E. G. in Berlin. Die Feuerwehr bei der Arbeit

Photothek

Das Flugzeugunglück bei Schleiz





Das Verkehrsflugzeug D. 585 der Deutschen Lufthansa stürzte auf der Strecke Berlin—München bei Schleiz ab. Besatzung und die vier Fluggäste fanden den Tod unter den Trümmern. Unter den Fluggästen befand sich der deutsche Botschafter in Amerika Freiherr von Maltzan (im Oval). → Im Kreis oben der Flugzeugführer Charlett

Photo-Union. Scherl, Sennecke

Freiherr Ago von Maltzan

Literatur

Herbstahnen.

Die Sonne glüht noch so golden und heiß,
Noch leuchtet der Blumen Farbenpracht.
Die Tage voll Schönheit und Glück und Glanz,
Voll Reisen und Duften die sternklare Nacht.
Ein jauchzend Verschwenden, ein üppig Erblühn —
Da spür' ich ein Frösteln mein Herz durchzieh'n:
Mitten im Wege liegt gelb und matt
Wie ein Brief vom Herbst, ein welkes Blatt!...
Bald wird es herbsten — —.

Wir wandern selbander durchs blühende Land,
Dir liegt ein fremder Zug im Gesicht!
Was schaust du so stumm, so forschend mich an?
Ein heimlich Erschauern mich jäh überfliegt.
Klang kühler und fremder nicht heut dein Gruß?
War flüchtiger als sonst nicht heut dein Kuß?...
Du schweigst — blickst verloren den Weg entlang.
Ein Ahnen beschleicht das Herz mir bang — — —
Bald wird es herbsten — — — —

Henriette Brey

Wilhelm Müller.

Zum 100. Todestag.

Durch eine kleine Reihe von Gedichten, die den Charakter von Volksliedern angenommen haben, ist Wilhelm Müller unsterblich geworden. Er ist der Verfasser von „Im Krug zum grünen Kranze", „Am Brunnen vor dem Tore", „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht"; er hat die „Müllerlieder" und „Die Winterreise" geschrieben, die in Schuberts Vertonung zum Herrlichsten zählen, was die deutsche Liedkomposition hervorgebracht hat. In den „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten", deren erster Teil 1821 erschien, während der zweite drei Jahre später heraus kam, sind alle diese Gedichte zu finden, ebenso viele andere, die von Mund zu Mund gehen, weil sie die Züge des echten Volksliedes aufweisen. Was die Schöpfungen Müllers auszeichnet und sie aus dem Schaffen ähnlicher Dichter heraushebt, ist das wahre, echte Empfinden, das beglückend in ihnen pulst, ist die Naturverbundenheit, die gerade der naturentfremdeten Gegenwart vieles bieten kann, ist endlich die einfache, ungekünstelte Sprache, die an sich schon Melodie und Wohllaut atmet. Der Altmeister Goethe allerdings, dem der Dichter schon wegen seiner Brille persönlich unsympathisch war, nannte dessen Dichtungen „Lazarett-Poesie".

Viel Begeisterung erweckten damals auch Müllers „Griechenlieder", in denen er den Befreiungskampf von Neuhellas besang. In dieser Sammlung finden sich der kleine Hydriot, „Oeffne deine hohen Tore, Missolongi, Stadt der Ehren" und vor allem das von besonderem Schwung erfüllte „Wer für die Freiheit kämpft und fällt, dess' Ruhm wird blühend stehn..." Für die Gegenwart aber ist Müller doch in erster Linie der unpolitische Dichter, der Sänger der Liebe, der Wanderlust, der naturversenkten Beschaulichkeit, der „echte Dichter der poetischen Biedermeierzeit", der „poetische Ludwig Richter". Schon Hebbel hat dies richtig erkannt, als er 1858 beim Erscheinen der 4. Auflage von Müllers „Gedichten" schrieb: „Der Dichter der „Griechenlieder" ist noch nicht im Andenken seines Volkes erloschen, wie diese neue, geschmackvolle Auflage beweist, er verdient auch eine liebevolle Erinnerung, nur möchten wir ihn endlich einmal von seinem literarischen Titel erlöst sehen, da dieser über sein innerstes Wesen ganz Verkehrtes aussagt. Wilhelm Müller hat viel eigentümlicher von Wein und Liebe, als von der Befreiung Griechenlands gesungen, ja er verwandelt sich fast augenblicklich in einen Rethoriker, wenn er die Flöte beiseite legt und nach der Tuba greift, und redet dann, statt zu blasen".

Als erzählender Dichter ist Wilhelm Müller gleichfalls hervorgetreten, so in dem „Glockenguß zu Breslau". Aus der Reihe seiner kritischen und literaturgeschichtlichen Arbeiten verdient die „Homerische Vorschule" Erwähnung, die für die Anschauungen Fr. Aug. Wolfs wirbt; erwähnenswert ist ferner die Herausgabe der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts."

Müller wurde zu Dessau am 7. Oktober 1794 geboren; er wirkte seit 1819 als Lehrer der klassischen Sprachen am Dessauer Gymnasium und als Bibliothekar der neuen herzoglichen Bibliothek. — Auf seinen zahlreichen Reisen nach Dresden, Weimar und Schwaben knüpfte er Beziehungen zu Tieck, Goethe, Uhland und Kerner an. Ein Herzschlag setzte dem Leben des noch nicht 33jährigen am 30. September 1827 ein Ziel.

Die Erde schläft.

Nun schmückt die Nacht sich mit dem Sternenkranz
Und breitet aus die segensreichen Hände;
Und rings um sie wird friedvoll das Gelände. —
Fernab erlischt des Tages letzter Glanz...
Ein seliges Schweigen füllt den Weltenraum:
Die Erde schläft — man hört ihr Atmen kaum.

Die Erde schläft! — doch ach, das Leiden wacht.
Durch stille Gassen schleicht's auf leisen Sohlen,
Stiehlt ins Gemach sich heimlich und verstohlen
Und legt auf warme Menschenherzen sacht
Die beiden Hände — kalt und schwer wie Stein...
O milde Nacht, wann schläft das Leiden ein? —

Marie M. Schenk.



Hermann Sudermann.

Zum 70. Geburtstag.

Hermann Sudermann wurde zu Matziken im Kreis Heydekrug in Ostpreußen als Sohn eines Bierbrauers geboren. Mit vierzehn Jahren kam er als Lehrling in eine Apotheke, besuchte dann das Gymnasium zu Tilsit, studierte in Berlin und Königsberg, war nacheinander Hauslehrer und Journalist und betätigte sich eine Zeitlang als Privatsekretär eines Danziger Abgeordneten im Dienste der Politik. Im Jahre 1877 siedelte er nach Berlin über und fertigte dort fast ganz allein ein Berliner Wochenblatt vom ersten bis zum letzten Buchstaben. Um seine literarische Anerkennung kämpfend, schrieb er Skizzen und Novellen. Doch konnten ihm weder diese noch sein Roman „Frau Sorge" größere Beachtung verschaffen. Erst der beispiellose Erfolg seines am Berliner Lessingtheater am 27. November 1889 zur Uraufführung gelangten sozialen Tendenzstückes „Die Ehre" hat ihn mit einem Schlage berühmt und ihn damit wirtschaftlich wie literarisch frei und unabhängig gemacht.

Ueber die letzten Ursachen eines so überaus seltenen Erfolges, wie ihn seine „Ehre" darstellt, ist schon viel geschrieben worden. Manche suchten sie lediglich in der Tendenz des Stückes, mit Unrecht, denn die Tendenz allein kann beim Theater ebensowenig den Erfolg entscheiden wie etwa beim Maler das Motiv, wenn nicht die sonstige Technik hinzutritt. Tatsächlich weist aber gerade Sudermanns „Ehre" ganz ungewöhnliche dramatische Qualitäten auf. Seine Hauptfiguren sind von einer nicht zu überbietenden trotzig-typischen Eigenart.

Sudermanns zweites Bühnenwerk „Sodoms Ende", das im Herbst 1890 zum ersten Mal über die Bretter ging, war für die damalige Schaffensperiode des Dichters nicht weniger bezeichnend, schon durch die Art, wie er den Helden schildert: „Mit Elan dringt er mitten in die untergehende Stadt — die Straße da — schon lichterloh, und Weiber nackt und halb betrunken, wie sie gerade aus ihren Orgien taumeln..." Außer Schillers „Kabale und Liebe" gab es damals kein zweites deutsches Anklagedrama, das die verfaulten und verlotterten Lebemenschen der Großstadt so unerbittlich an den Pranger stellte. Dennoch hatte das Stück im Vergleich zur „Ehre" keinen großen Erfolg, wohl mehr durch den krassen Ton als durch Kunstfehler verschuldet. Denn seine 1893 erstmalig aufgeführte „Heimat", die künstlerisch niedriger steht, hatte wieder ungeheuren Erfolg. Mit seinem „Glück im Winkel" (Uraufführung 1895 zu Wien) erntete Sudermann die Lorbeeren Kotzebues.

Auf der Höhe seines Erfolges änderte sich nun der Dichter, indem er seine, sich ruhmvoll erstrittene literarische und wirtschaftliche Unabhängigkeit zur Vertiefung seines ganzen Schaffens benützte. Nun schrieb er historisch-ethische Stücke, so 1896 die drei Einakter „Morituri" (Teja, Fritzchen und das Ewig-Männliche), 1897 „Johannes der Täufer", 1903 „Sturmgesellen Sokrates", 1911 den „Bettler von Syrakus", 1913 „Lobgesänge des Claudius". Es war eine Abkehr von den bequemen Wirkungen, was die neuen von den alten Stücken unterschied. Rein technisch ist nächst „Fritzchen" sein „Johannisfeuer" seine größte Leistung. In diesem Drama, das eine tiefe symbolische Bedeutung hat, wurzelt Sudermann ganz im Boden seiner ostpreußischen Heimat. Prachtvoll sind die darin gezeichneten Gestalten, so vor allem auch der Pastor und die litauische Bettlerin.

Insgesamt schuf Sudermann über dreißig Ein- bis Sechsakter, die zum Teil nicht nur über sämtliche deutsche, sondern auch über zahlreiche ausländische Bühnen gegangen sind. Und wenn dem Drama der durch Weltkatastrophen, politische und gesellschaftliche Revolten unterwühlten, und durch Film, Revue, und Jazz verwöhnten Nachkriegszeit auch viel Pfeffer und Paprika zugesetzt werden mußte, die Kunstmittel bühnentechnischer Wirkungen wie sie Sudermann anwandte, sind auch heute noch nicht überholt. Sein letztes Drama, das unter dem Psalm 126 entnommenen Titel „Wie die Träumenden" 1922 erschien, behandelt die Psyche des Nachkriegsweibes.

Sudermann war als Erzähler in die Literatur eingetreten, aber seine Anfänge, wie z. B. sein „Sterbelied", fanden ebenso wenig größere Beachtung wie seine pikanten „Zwanglosen Geschichten" und seine glühenden Liebesnovellen der Sammlung „Geschwister" und „Im Zwielicht", worin er Maupassant ähnelt. Sein vortrefflicher Erstlingsroman „Frau Sorge" (1888) erreichte eine Verbreitung von über einer Viertel Million. „Der Katzensteg" (1888) ist die Geschichte eines Freiheitskämpfers, im Roman „Es war" (1893) schildert er das Schicksal zweier Freunde, und im „Hohen Lied" (1908) das Lebensbild einer Dirne; dieser Roman, der an das große Vorbild eines Balzacs erinnert, erlebte etwa hundert Auflagen. Packende Seelen- und Naturschilderungen enthalten auch Sudermanns vorbildlich gestalteten „Litauische Geschichten" (1917), die erneut eine geradezu meisterhafte Erzählerart bekunden. Auch der vortreffliche soziale Zeitroman „Der tolle Professor" kennzeichnet die ungeminderte Größe des Epikers Sudermann, der übrigens in Kürze einen weiteren neuen Roman folgen lassen wird.

Sudermann hat als Führer und Förderer des von ihm begründeten Goethebundes und des Kulturbundes deutscher Künstler und Gelehrter in Friedens- wie in Kriegszeiten mit weiten Kreisen des Volkes stets Fühlung gesucht und gefunden. Opfer-

Fedor von Zobeltitz.

Zum 70. Geburtstag des Schriftstellers; geboren 5. Oktober 1857.



Zobeltitz, der Verfasser zahlreicher humoristischer und ernster Romane, zahlreicher Lustspiele und Dramen und ungezählter Erzählungen und Novellen, hat vielen Tausenden angenehme und unterhaltsame Stunden geschenkt. Trotz seines Alters steht er durchaus auf der Höhe seines Schaffens.

Der Kalender.

Ein neues Blatt.... wie bald ein Jahr vorbei!
Ich löse es in stillem, ernsten Sinnen. —
So Tag um Tag und Blatt um Blatt verrinnen,
Sah ich des flücht'gen Lebens Einerlei.

Verklungen längst der Jugend blüh'nder Mai,
Verblaßt der Sommer... Laub und Haar beginnen
Sich mit Marienfäden zu umspinnen —
Vom Leib wird täglich mehr die Seele frei.

Wie Trauerschauer rieselt von den Zweigen
Nun Blatt um Blatt — Horch! schreit ein Kauz von fern? —
Und dunkel glüht das rote Blut der Reben...

Wie bald vorbei der ganze bunte Reigen,
Der so viel Schmerzen sah... und doch, wie gern
Möcht' ich so manches noch einmal durchleben! —

A. B.

Literatur

freudig stellte er sich in Zeiten der Not für die ostpreußischen Flüchtlinge ans Rednerpult, als ein bei aller Weltgewandtheit schlichter und werktätiger Mann, verständnisbereit für alles, was die bunte Welt durchwimmelt, ein wahrhaft ritterlicher Mensch, ein Volksfreund und großer Dichter. Daher werden sowohl in seiner ostpreußischen Heimat wie in Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus Unzählige dankbar dem nunmehr Siebzigjährigen weitere Schaffensfreude und einen gesegneten Lebensabend wünschen.

Der Verbrauch an Sprachvermögen.

Nichts scheint so wertbeständig und unverlierbar wie der reiche Besitz an sprachlichem Ausdrucksgerät, dessen man sich in jeder Kultursprache fast uneingeschränkt erfreuen darf. Wohl ist aus Schulgrammatiken bekannt, daß sich im Laufe der Entwicklung gewisse Umschichtungen vollziehen, daß einzelne Wörter ihre Bedeutung ändern oder gar vom guten Tone ganz verpönt werden und daher durch Glimpfwörter ersetzt werden müssen. So mochte, um nur einige heitere Beispiele zu nennen, noch zu Hans Sachsens Zeiten ein Wirt seinen Gästen allen Ernstes seinen „elenden" Wein empfehlen, er war nur aus dem Auslande. Hieß ihn dafür jemand einen „schlechten Kerl", so galt es nicht als Ehrenkränkung, er hatte ihn einen rechten Mann genannt, und ärgerte es ihn doch, so „ärgerte" er dafür den Wein, um sich zu rächen. Heute ist es anders: Magd in seiner hohen Bedeutung noch in „Maria, die Magd des Herrn" gegenwärtig, ließe sich kein Mädchen mehr nennen. Zu diesem Gebrauche ist das Fräulein von seinem adeligen Sinne heruntergestiegen. Umgekehrt hat es der Kanzler vom Gerichtsdiener bis zum Staatslenker gebracht, und die Hose, im 19. Jahrhundert arg verpönt und Beinkleid geschimpft, ist, seitdem sie die Damen anhaben, wieder zu Ehren gekommen.

Allein diese Beispiele zeigen immer nur Entwicklungen auf einer langen Linie und scheinen die allgemeine Beständigkeit zu bestätigen. Das um so mehr, als in den sprachlichen Neubildungen, wie wir sie täglich erleben, ein reichlicher Ersatz für gelegentliche Verluste gegeben ist. Und dennoch ist die Verlustziffer und dementsprechend auch die notwendige Neuschöpfung der Sprache eine viel, viel größere, als man gemeinhin annimmt.

Man braucht nur irgend einen Lieblingsausdruck der Gegenwart näher zu beachten, so zeigt sich meistens schon an ihm, daß das Verbrauchtwerden sprachlichen Materials viel rascher vor sich geht. Da hat z. B. vor gar nicht langer Zeit der Philosoph Dilthey den Begriff des künstlerischen „Erlebnisses" neu, aber durchaus eindeutig gefaßt. „Erleben" und „Erlebnis" erhielten dadurch den vertieften und unendlich fruchtbaren Sinn von Lebenstatsachen, die im Gegensatz zu anderen solchen Schaffensquellen, -anlaß und -inhalt wurden — Naturerlebnis, Bildungserlebnis usw. — wurden neue Kategorien kunstwissenschaftlichen Denkens. Freilich war damit der Wortsinn auch schon bis an die äußersten Grenzen ausgeweitet. Nun vergleiche man aber den heutigen Gebrauch des früher ziemlich seltenen Wortes: Man erlebt ein Fußballmatch ebenso wie man einen Frühlingsmorgen erlebt, man erlebt Liebe, man erlebt das Leben, ja man erlebt selbst — wie ausgehöhlt das Wort innerhalb zweier Jahrzehnte wurde, zeigt sich daran am deutlichsten — man erlebt das Erlebnis eines Erlebnisses. Das Wort wird zwar mit dem Namen Dilthey verbunden, ein Terminus technicus bleiben, aber für den gewöhnlichen Gebrauch ist es verloren. Es ist nur mehr ein Verlegenheitsfüllsel.

Durch das Beispiel ist auch eine der Ursachen des stärkeren Sprachmittelverbrauches angedeutet. In einem kleinen dialektischen Sondergebiet, etwa in einem abgeschlossenen Alpendorfe, dessen Wortschatz sich auf ein Dutzendhundert Wörter beläuft, wäre ein solches Verbrauchen gerade wegen der Knappheit der Mittel ausgeschlossen. Die Erscheinung des Sprachverbrauches tritt vielmehr um so stärker und, wie es scheint, um so gefährlicher auf, je umfangreicher das Redegerät geworden ist und von je mehreren es gebraucht wird.

Wenn man dies nun aber allein dem modernen Zeitungswesen zur Last legen wollte, wie es tatsächlich oft geschieht, so lehrt ein kurzer Blick in die nächste Vergangenheit, daß man unrecht daran täte. Am leichtesten konstatiert man eine solche rasche Trivialisierung bei der möglichen oder unmöglichen dichterischen Verwendung eines Wortes. Man braucht gar nicht weit zurückzublättern: Wir, die durch die Schule des Naturalismus gegangen sind, finden einen technischen Ausdruck, wie Lokomotive, keineswegs als poetisch unmöglich. Alle die Lyriker aber, die sich zuerst mit diesem neuen Ding zu befassen versuchten, scheuten davor und machten jene Umschreibungen: Dampf- und Feuerroß, Eisenpferd, Schienenrappe usw., die uns heute wieder nur zum Lächeln bringen.

Ganz ebenso lustig machte sich schon das spätere 18. Jahrhundert über die Wortwahl und Wortprägungen eines Gottsched, obwohl dieser doch gewiß mit größter Gewissenhaftigkeit an sein Dichterhandwerk gegangen ist. Und Klopstock, der doch schulgemäß als Schöpfer „unserer" Sprache zu gelten hat, würde heute nachgeahmt nur komische Wirkungen hervorbringen. Ja, es ist ebenso unrichtig, wenn wir uns rühmen, die Sprache Goethes oder Schillers zu sprechen, denn wir sprechen sie nicht mehr. Es sind übrigens nicht so sehr die Ausdrücke an sich, die wir nicht mehr gebrauchen — wie Klopstocks „hoher Wolkenbewandler", was den Mond bedeuten soll, und andere, die Walzel angibt — der Wortschatz als solcher hat sich gegenüber dem Goethes nur etwa um 10 Prozent geändert; aber der Sinn und die Anwendungsmöglichkeit der einzelnen Ausdrücke, der Sprachschatz, hat sich in ungleich höherem Maße verändert.

Und damit ist ein zweiter Hauptgrund des Sprachverbrauches gegeben: daß nämlich die Sprache aus neuem unpersönlichen Verständigungsmittel zu einem persönlich eigenen Ausdrucksmittel, daß die Sprache Eigentum wird. Ein Beispiel möge das bekräftigen: Es handle sich bei einem Dichter etwa darum, das simple „Erlebnis" einer frühlingsgrünen Wiese auf prägnante Weise auszudrücken: In diesem Falle sang der Rokokoschäfer von „grüner Flur" — Flur ist aber heute unmöglich. Goethe wußte mit einem einzigen „grünend" das gesamte grüne Leben darin lebend einzufangen. Aber es bleibt selbstverständlich Goethe eigen. Darum bemühten sich die Romantiker „grünes Klingen über die Wiese schwingen" zu hören. Und ein ins Reale selbstlos verliebter Dichter wie Keller würde sich wahrscheinlich mit einem „Die Wiesen grünten" begnügen. Der Impressionist sah „grünes Licht zittern", und der Expressionist schließlich sagte: „Die Wiese lallt oder brüllt grün!" wenn er nicht gar „blau" zu ihr sagt. Dies nicht zuletzt aus dem Grunde, weil eben alles, was die Sprache zu einem normalen und einfachen Ausdruck des herangezogenen einzelnen, aber doch zugleich auch ewigen Falles bereit stellte, schon in allen Variationen verbraucht ist. Und was werden die Künftigen von einer grünen Wiese singen?

Geht man in diesem Sinne nur etwas peinlich vor, so kommt man zu dem zunächst überraschenden Ergebnis, daß sich der dichterische Sprachschatz innerhalb eines Menschenalters um 30 Prozent ändert und in einem Jahrhundert sich also vollkommen erneut. In der Tat braucht man aber nur einen gänzlich unvorbereitet vor einen Goethe zu setzen, und — er versteht ihn nicht.

Beständig an der Sprache ist gerade nur das Wortgerät, auf dessen Entwicklung man bisher das meiste Studium verwandt hat. Das Ausdrucksvermögen, je höher, desto mehr, hingegen ist kein Erbgut, das wir nur zu verwalten, sondern ein Lebenspreis, den wir jeweils neu zu erringen haben, weil wir, was wir daran schaffen, auch selbst verbrauchen.

Dr. Franz Häußler (Wien).

Naturschutz und Schule

Nicht das ist Höchstleistung für Lehrer und Schule, eine Fülle von — oft unverstandenen — Glaubens- und Lehrsätzen, von — oft unnötigen — Zahlen und Formeln in das Hirn der Schüler zu bannen, sondern das ist Schwerstleistung, Hirn und Herz der Jugend wohl vorzubereiten und zur rechten Zeit und am rechten Orte Geist und Seele empfänglich zu machen für die Weihestunde zur Aufnahme von Wissen und die Uebungsstunde zur Annahme von Können.

Dann wird auch der schwerste Gedanke und Stoff durch die vielseitige Betrachtung und Anwendung in den verschiedensten Stunden und zu verschiedensten Zeiten allseitig Wurzeln schlagen und ohne „mechanisches" Auswendiglernen eine „organische" Verbindung mit dem Geist und der Seele des Zöglings eingehen und ihn willensbestimmend begleiten durch sein Leben. Und Dankbarkeit und Freude wird den Schüler — selbst im spätesten Leben — seiner Schulzeit und seines Lehrers nicht als „Pauker" und „Presser", sondern als Freund und Former gern erinnern und stolz und stark an seinem eigenen Lebenswerke schaffen lassen.

Deshalb hüte man sich wohl, den „Naturschutzgedanken" in Lehrfach und Lehrstoff einzuzwängen, als Lehrsatz und Lehrbuch in die Schule einzuführen, damit die Jugend nicht — durch falsche Lehrer und starre Methode — wie so oft an Gutem, Wahrem und Schönem — Glaube und Freude auch an diesem Neuen verliere.

Der Naturschutzgedanke sei und bleibe eine Kraft, die aus der Liebe zur Heimat geworden und zu der Liebe zur Heimat geleiten soll und deshalb allen Lehrstoff und jede Lehrstunde durchdringen und durchstrahlen muß und vor allem von der noch herrschenden Ansicht und Lehre: „Der Mensch ist der Herr der Natur und mache sich untertan durch Eroberung und — — Ausbeutung!" zu der Erkenntnis und zu dem Bekenntnis führen: „Wir sind nur ein Glied in der Kette des Lebens und haben durch erhöhte Geistesgaben die vermehrte Pflichterfüllung dem Ganzen zu dienen" — dann wird jede Unterrichtsstunde — ob Religion, ob Geschichte, ob Erd- oder Naturkunde, ob in Kunst oder Technik — ein wahrer Gottesdienst und in Andacht und Ehrfurcht vor seinem Schöpfungswerk wird das Wort lebendig bleiben: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, die Weisheit deiner Wege, die Liebe, die für alle Macht, anbetend überlege, so weiß ich von Bewunderung voll nicht, wie ich dich erheben soll, mein Gott, mein Herr und Vater."

Die Grabstätte des deutschen Dichters Wieland im Park von Oßmannstedt bei Weimar ist heute dem Verfall nahe. Früher bestand ein Stiftungskapital zur Instandhaltung, das der Inflation zum Opfer gefallen ist. Die sehr arme Gemeinde kann die notwendige Wiederherstellung nicht durchführen, doch haben sich die Goethegesellschaft und die Thüringer Beratungsstelle für Heimatschutz und Denkmalspflege in den Dienst der Sache gestellt und beim Kirchenvorstand in Oßmannstedt eine Sammelstelle errichtet, damit die letzte Ruhestätte eines der bekanntesten deutschen Dichter der klassischen Weimarer Zeit wieder in würdigen Zustand versetzt wird.

Vom Detektivschriftsteller zum Politiker. Der auch im Auslande viel gelesene norwegische Verfasser weltbekannter Detektivgeschichten, Sven Elvestad (Stein Riverton) ist seltsamerweise unter die Politiker gegangen und hat kürzlich in Kragerö seine politische Jungfernrede gehalten. Er wird von einer der Parteien des Landes als Kandidat für die nächsten Wahlen genannt. Fragt sich nur, ob er studienhalber ins Parlament einzuziehen gedenkt, wo sich ihm ja eine Fülle intriganter Stoffe für neue Romane bietet, oder als hundertprozentiger Vollparlamentarier, worunter die Güte seiner weiteren Arbeiten gegebenenfalls leiden könnte. Denn Reden und Schreiben ist zweierlei und der Wechsel vom Detektivschriftsteller zum Parlamentarier jedenfalls nicht Alltägliches.

Liane Haid.



In dem sensationellen Abenteurer-Film „Welt und Halbwelt" spielt Liane Haid die Hauptrolle. Der Film führt von Paris in die wilde Romantik einer einsamen Südsee-Insel und hat das Geheimnis eines verborgenen Schatzes zum Mittelpunkt.

Literatur

Mutter.

Es ist nichts dein, wenn du es recht bedenkst,
Nicht einmal dein, was du geboren einst,
Das Kind — mit dem du lachst, um das du weinst,
Und dessen erste Schritte stolz du lenkst.
Was du zu halten wähnst, entgleitet dir —
Und doch ist alles dein, bist du bereit
Nichts zu begehren — um für alle Zeit
Zu Liebe zu werden, Liebe für und für!

Frieda Callier.

Betrachtungen und Splitter.

Von Wolfgang Federau.

Nichts ist ergreifender und trauriger, als das Wort: zu spät! Später Glanz, Reichtum, Ruhm, ein sonniger Lebensabend, all das hilft den Augen nicht mehr, die durch allzu viele Tränen erblindet sind.

*

Menschen ohne Fehler oder Mängel sind nur wenigen sympathisch. Denn da wir die Unvollkommenheit der menschlichen Natur zur Genüge kennen, sind wir allzu sehr geneigt, jenen für einen abgefeimten Heuchler zu halten, der uns keine Gelegenheit gibt, ihm eine Schwäche zu verzeihen.

*

Unsere Kindheit, das ist jenes märchenhafte Land Atlantis, von dem wir wissen, daß es einmal gewesen ist, das aber für immer im Ozean versank, nichts anderes hinterlassend, als den Glauben, die Sehnsucht und die Erinnerung..

*

Jede menschliche Seele gleicht einem Lande, das weit und groß sein kann, aber auch klein und eng umgrenzt. Und auf so manche Seele paßt der Ausdruck, den wir aus den geographischen Karten so gut kennen: „Unerforschtes Gebiet".

*

Was durch die Schönheit der Jugend nicht gelingt, wird oft durch die Güte des Alters erreicht.

*

Der Schmerz ist eine Last, der gegenüber jeder, auch der Reichste, zu seinem eigenen Gepäckträger wird.

*

Jeder Mensch, der über seine Handlungen nachdenkt, ist dabei zugleich sein eigener Anwalt und sein eigener Richter; ein sehr tüchtiger Anwalt und ein sehr milder Richter. Deshalb werden wir uns selbst fast immer freisprechen.

*

Eine Liebe, bei deren Geburt nur die Neugier Pate gestanden hat, wird sehr bald an der Langeweile zugrunde gehen.

*

Gedanken sind zollfrei? Wurde jemals mit etwas anderem mehr Schmuggel getrieben als eben mit Gedanken?

Der 50. Geburtstag.

Von Karl Herma.

(2. Fortsetzung).

Seine Frau nun wagte die bescheidene Frage aufzuwerfen, ob er denn auch genugsam für diesen bedeutsamen Abschnitt in seinem bürgerlichen Leben vorbereitet sei. Das konnte er freudig bejahen. O, so war Stangelhuber nicht, daß ihn irgend etwas hätte plötzlich überraschen können. Er war ein Vorsichtiger. Er wußte, daß einmal der fünfzigste Geburtstag für ihn kommen würde, er wußte, daß er darauf vorbereitet sein mußte, nur von den Veränderungen, die da mit jedem guten Bürger vor sich gehen, darob hatte er keine Ahnung.

Er konnte darum auch seiner Ehegattin freudig mitteilen, daß ihm der fünfzigste Geburtstag durchaus nicht so unvermutet komme, wie man etwa bei einem Leichtfuß oder Brausewind hätte annehmen können. Er leistete sich sogar das geistvolle Wort, daß er sich doch eigentlich schon neunundvierzig Jahre auf seinen fünfzigsten Geburtstag vorbereite und diese Witzigkeit mußte seine Frau bewundern, denn Martin Stangelhuber war selbst dermaßen darüber überrascht, daß er sich auf eine Weile ins Lachen begab.

Ja, schon jahrelang hatte er sich auf diesen höchst bedenklichen und merkwürdigen Tag im Leben jedes einzelnen vorbereitet und auch ein hübsches Sümmchen zu diesem Zweck erspart. Seine Vereinsbrüder sollten sich wundern! Sie sollten den Martin Stangelhuber erst kennen lernen, was das für ein Kerl aus Samt und Seide war und dazu nicht einmal suff! Ja, über den Stangelhuber sollte sich noch einmal die ganze Welt wundern und man sollte ihn noch einmal den Enkeln nennen von wegen seines fünfzigsten Geburtstages.

Der große Tag kam. Langsam kam er und kroch wie eine Schnecke. Und er sollte doch ein Reiter sein, auf den sich Martin Stangelhuber zu weiterem Ritt ins Leben setzte. Das Städtchen veränderte sich immer mehr und mehr und mit ihm die Menschen. Mit Beklemmung nahm dies alles Stangelhuber wahr und suchte bei seiner Frau Trost und Hilfe. Die verstand ihn noch aufzurichten.

Einige Tage vorher stand es bereits in allen Zeitungen der Stadt. Dafür hatten seine Freunde und Kollegen ausgiebig gesorgt. Und fast alle Redaktionen behielten es sich vor, auf diesen Geburtstag und diesen Mann noch einmal in einem besonderen Artikel zurückzukommen. Martin Stangelhubers inneres Gleichgewicht bekam einen Ruck. In spaltenlangen Artikeln war da von Martin Stangelhuber zu lesen. Das erste, was Stangelhuber tat, war, daß er befahl, von jeder Zeitung, die ihn also geehrt hatte, und ihn plötzlich ins Hauptinteresse der Stadt rückte, hundert Stück zu kaufen. Diese Zeitungen legte er in einen leeren Schrank. Der sollte seine weitere Bibliothek sein. Da wollte er in seinem späteren Leben stundenlang zubringen, um sich an seinem eigenen Lebensweg, an seiner eigenen Größe zu laben.

Es regnete Würdigungen. Wäre Martin Stangelhuber Regenat der Stadt gewesen, ein Despot, so hätte ihm das Heer der Schmeichler keine besseren Loblieder singen können. Er wurde in der Zeitung in Versen besungen, die er vorhatte, in einer stillen Stunde selbst zu vertonen. Man überbot sich. Warum? Das war eben die bange Frage, die Stangelhuber noch bedrückte. Man würdigte sein Leben und sein Streben, sein Schaffen und sein Können in eindrucksvollen, schönen Worten, die von einer ganz seltenen Begeisterung trieften. Jede Zeitung suchte seine Vorzüge, um die in helleres Licht zu rücken.

Martin Stangelhuber begann an sich irre zu werden.

War er das wirklich?

Da stand's: Martin Stangelhuber, der Spritzenmeister.

Martin Stangelhuber, der Besitzer der goldenen Rettungsmedaille.

Martin Stangelhuber, der Mensch.

Martin Stangelhuber, der Freund des Sports.

Martin Stangelhuber, der Hüter der Berge und Quellen.

Martin Stangelhuber, der Sänger und Bruder.

Martin Stangelhuber, der Politiker.

Martin Stangelhuber, der Turner.

Martin Stangelhuber, der Bürger.

Eine Reihe von Aufsätzen über den Mann, der bis dahin nicht gewußt, daß er das alles war, was da geschrieben stand.

Martin Stangelhuber erkrankte einige Tage vor seinem Geburtstag. Es war keine bösartige Krankheit, die ihn ergriffen, es war ein schleichendes Fieber, das sein fünfzigster Geburtstag heraufbeschworen hatte. Er bekam einen regelrechten Schwindel im Kopf. Immer wieder nahm er die Zeitungen her und las von seinen Verdiensten um die Feuerwehr, um die Rettungsgesellschaft, um den Turnverein, um den Gesangverein, um den Bergverein, um den Sportverein, um die politische Richtung seiner Vaterstadt, um das Bürgertum und noch vielen, vielen anderen Einrichtungen und Dingen dieser gesegneten Erde.

Martin Stangelhubers Inneres sah unheimlich aus. Seit wann war er ein so bedeutender Mann? Welche Taten hatte er ausgeführt? Und warum wurde ihm das erst so spät gesagt? Warum nicht früher, da er noch seine Jugendkräfte an nichtige Dinge dieser Welt verschleudert hatte? Er ward aus alledem, was man da über ihn schrieb, nicht klug und trug sich bereits mit dem Gedanken, einen Rechtsanwalt oder einen Philosophen zu sich zu bitten, daß er ihn aufkläre. Und diese Idee Martin Stangelhubers war eine gute Idee, die er hätte ausführen sollen, denn er hätte sich dadurch vor dem Ruin bewahren können. War er also wirklich ein so ganz außerordentlicher Bürger?

Ueber diese Klippen kam er nicht hinweg.

Er saß und sann.

Drei Tage vorher begannen die Geburtstagsständchen. Drei Tage vorher schon mußte Martin Stangelhuber seine Gäste bewirten. Und er ließ sich nicht lumpen. Er ließ aufmarschieren, was auf dem Tisch Platz hatte. Kein Wunder, daß die Begeisterung orkanartig anwuchs, und er immer wieder verherrlicht wurde. Ja, die Vereine, die bisher von einem Ständchen abgesehen hatten, die ließen sich jetzt unter dem Druck einiger Genießer dazu verleiten, auch dem Vereinsbruder Stangelhuber schon vorher ein kleines Ständchen zu bringen, um der Festlichkeiten nicht verlustig zu gehen. Wie ein Fürst saß er unter seinen Sanges- und anderen Brüdern und ließ sich verherrlichen und volltoasten. Manchmal ward es ihm ganz unsäglich wohl dabei, manchmal aber würgte es ihm ganz sonderbar in der Kehle.

Nachts lag er lange schlaflos. Schlaflose Nächte hatte es bisher für ihn noch gar nicht gegeben! Wie konnte ein so ehrsamer Bürger und Vereinsbruder schlaflose Nächte zubringen? Er legte sich zu Bett und schlief wie ein Stein. Denn die Nerven Stangelhubers waren wie Seile. Die wurden nicht so leicht angegriffen. Nur der fünfzigste Geburtstag stürzte sich mit einer Heftigkeit auf sie, daß sie zu zerreißen drohten. Er kam und kam nicht darüber hinweg, ob er denn wirklich ein so verdienter Mann sei, wie das die Zeitungen ausposaunt hatten.

Und plötzlich erleuchtete es ihn: Und wenn er es war? Erwuchsen da für ihn nicht Pflichten? Große Pflichten?!

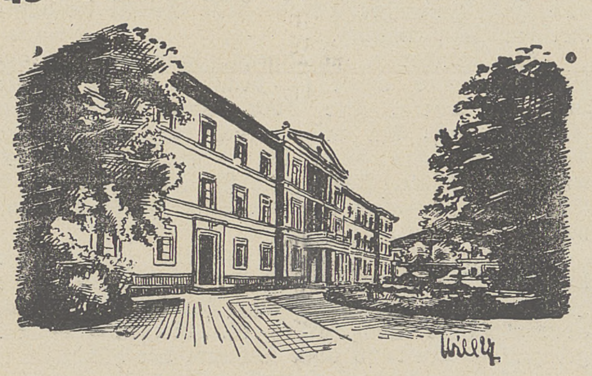
Martin Stangelhuber verlor ganz sein inneres Gleichgewicht. Sein Kopf ward immer verworrener und wüster.

Auf den Rat seiner Frau hatte er sich anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages zu verschiedenen Spenden bequemt. Er schenkte dem Waisenhaus einen kleinen Betrag und dem Säuglingsheim, dem Krankenhaus und dem Versorgungshaus, dem Schulfond und dem Kirchenfond, allen Wohltätigkeitseinrichtungen und wurde deshalb natürlich von neuem gepriesen und geehrt.

Am Tage seines Geburtstages stand er schon vor Morgengrauen auf und trat ans Fenster. Es war kein besonderer Morgen, sondern einer, wie er gestern und vorgestern auch gewesen. Aber Martin Stangelhuber schien es, als feierte die Natur seinen fünfzigsten Geburtstag mit. Lag nicht eine ganz heimliche und süße Dämmerung über der Erde? Erhob sich der Wind nicht und rauschte an seinen Fenstern? Bald würde die Sonne aufgehen und ihre Strahlen würden zuerst das Haupt des Stangelhuber vergolden. Mit bebendem Herzen und zitternden Knieen stand er am Fenster und erwartete die Sonne. Und als sie erschien und ihre ersten Strahlen sein Auge trafen, war es ihm, als hätte er eine hohe Weihe empfangen.

Es konnte kein Zweifel sein, Martin Stangelhuber war von der Natur zu einem großen Werke, zu einer Erkenntnis, ausersehen! Wie grün die Flur wurde und wie hell die Vögel sangen! Selbst die Stadt schimmerte. Alles hatte sein Fest-

450 Jahre Universität Tübingen.



Am 9. Oktober 1477, also vor 450 Jahren, wurde der Grundstein zur Universität Tübingen gelegt.

Literatur

gewand angelegt. Alles rief: Martin Stangelhuber, wir grüßen dich! Wir grüßen dich an deiner Lebenswende!

Zum Frühstück schon waren alle seine Kinder eingeladen. Sie küßten ehrfurchtsvoll den Vater und sprachen mit einer sonderbaren Hochachtung von ihm, wie er das an ihnen noch nie wahrgenommen hatte. Aber es entzückte ihn und er fühlte es immer eindringlicher zu einer großen Rolle bestimmt. Selbst die Mutter, die bis dahin ihren gesunden Verstand bewahrt hatte, wurde unruhig.

Bald nach dem Frühstück trafen die ersten Gratulanten ein. Die Geschenke, Gratulationen, Ehrungen und Telegramme wollten tagsüber kein Ende nehmen. Die Wohnung Martin Stangelhubers war zu klein, um den großen Schwarm der Gäste aufnehmen zu können. Er mußte alle Zimmer ausräumen und sie in Festsäle verwandeln lassen. Immer wieder wurde auf seine Gesundheit getrunken, immer von neuem hob man seine Verdienste hervor, immer wieder forderte man ihn auf, nun erst recht in die vordersten Reihen der Kämpfer zu treten und ein Führer und Leiter zu sein.

Am späten Abend sank er todmüde und mit einem gewaltigen Rausch ins Bett.

(Fortsetzung folgt).

Das Unabänderliche.

Skizze von Lisa Honroth-Loewe.

Marie-Luise schob den grünen Holzladen von dem Mansardenfenster hinweg. Noch ehe sie hinaussah, hörte sie unten im Kies des Nachbargärtchens den schnellen, festen Schritt, den sie liebte und der gleichsam den beflügelnden Takt angab, nach dem ihre Wochen hier vergingen. Schon kam auch der helle Pfiff, abgelauscht den Möven, die dort silbern, flockengleich über dem Boden kreuzten.

„Halloh!" rief sie hinter der schützenden blauen Fenstergardine. — „Guten Morgen," kam die Stimme des Freundes zurück. „Wie lange noch bis zum Frühstück?" — „Eine halbe Stunde," rief Marie-Luise und stieß, mit einer schnellen Bewegung zurücktretend, den Laden vollends auf. Herein flutete das Licht des blauesten Spätsommerhimmels, die Weite des Meeres tat sich auf, jenseits ergrünter Wiesen, Duft von Thymian mischte sich mit Wassergeruch, und der Westwind wehte blaue Schatten ins helle Zimmer.

„Leben," dachte Marie-Luise erschauernd, glücklich, „das ist Leben, die Weite hier, Himmel und Meer, Frischsein, Schaffenkönnen — und die Tage hier mit dem Freunde, der unten wartet." Nur dies bewahren, nur nichts zerstören, nur wissen, daß dies immer wieder sein konnte, die Wochen der Freiheit, fern der großen Stadt, hingegeben ans Schauen und Schaffen, — und die Verbundenheit von Herz zu Herz. Dies war Glück, und anderes konnte nicht mehr Glück geben, weil es nicht noch mehr geben durfte... „Genau dreißig Minuten", sagte der Mann, der inmitten der bunten Herbststaudenblumen an dem kleinen Bauerntisch saß, „genau dreißig Minuten. Sie sind unheimlich zuverlässig, Marie-Luise, beinahe zu sehr für eine Frau."

„Möchten Sie, daß ich anders wäre?" fragte das Mädchen lachend. „Schelten Sie in Ihrer Malklasse nicht gerade genug über die phantastische Unpünktlichkeit Ihrer Schülerinnen?"

„Ja, aber Sie haben so wenig weibliche Untugenden, daß einem vor Ihrer Vollkommenheit fast bange werden könnte."

„Seit wann sind Sie schreckhaft," fragte Marie-Luise lachend zurück, „reichen Sie mir lieber den Honig herüber, ja, auch die Butter, danke. Wer wie ich auf eigenen Füßen stehen muß, der muß notgedrungen etwas annehmen von den Tugenden, die ihr Herren der Schöpfung gerne Euch allein vorbehalten möchtet. Aber damit Sie sehen, daß ich durchaus weiblich bin, zum Beispiel unbeständig, — wir wollten doch heute malen. Ich bin aber angesichts des göttlich schönen Morgens faul, richtig faul. Ich schlage Ihnen einen Weg nach dem Bessin vor, das Licht dort muß wundervoll sein, man kann dort bis zur Mittagsstunde bleiben, baden, träumen, schwatzen. Soll ich sie zur Faulheit verführen?"

„Ich wünschte, das wäre nicht das Einzige —", sagte Rudolf mit einer jähen Heftigkeit und griff über das bunte Bauerntischtuch hinweg nach der braunen Mädchenhand. „Achtung, die Kanne", sagte Marie-Luise hastig, aber in ihrer Stimme schwang ein Schrecken, der nicht der Kanne galt. Gleich aber hatte sie sich gefaßt. Sie nahm das Messer und strich sich angelegentlich Honig auf ihr Brot.

„Interessiert Sie augenblicklich wirklich das Frühstück so sehr?" fragte der Mann gereizt und unbeherrscht. „Sind Sie so materiell?"

„Alles zu seiner Zeit," entgegnete Marie-Luise und sah dem Freunde mit einem halben Lächeln, in dem sie Ernst verbarg, ins Gesicht. „Jetzt ist es Zeit zum Frühstücken, denn sonst bekommen wir trotz der schönsten Natur draußen vor der Zeit einen richtigen Hunger. Ich halte es also durchaus nicht für materialistisch, wenn auch Sie sich jetzt Ihrem Ei und Ihrem Brote zuwenden. Frau Kröger kommt sicher bald abdecken und ist für den ganzen Tag gekränkt, wenn wir es nicht schaffen."

„Und wann ist Zeit für das andere?" fragte der Mann ungeduldig. „Sie wissen, daß wir schon längst hätten sprechen müssen."

„Hätten wir wirklich? Muß man immer aussprechen, was man fühlt, auch wenn es dadurch — aber lassen wir es bis nachher."

„Dann weichen Sie mir wieder aus," sagte leidenschaftlich der Mann.

„Ich weiche nicht aus, Rudolf, ich gehe nur, wie ich gehen muß. Wenn Sie glauben, sprechen zu müssen, der ganze Vormittag gehört Ihnen."

Sie nickte ihm mit einem warmen Lächeln zu — aber dann stand sie ein wenig unvermittelt auf, ging schnell wie auf der Flucht ins Haus — schön und hoch stand ihre kräftige helle Gestalt im dämmerigen Hauseingang. — —

Sie wanderten schweigend, sparsam in Worten, wie immer, wenn sie draußen in der Natur zusammen waren. Der Boden unter ihren Füßen schwang weich, hin und wieder tauchte an einer Wegbiegung das Meer auf — groß, weitgeöffnet wie eine Schale, flach, gemischt aus Silber und Blau, und darüber lag der reife Frühherbsthimmel.

„Man sollte zu keiner anderen Zeit hierher kommen," sagte Marie-Luise nachdenklich, „zur Zeit des ersten Frühlings oder des ersten Herbstes, aber wenn er noch farbig ist. Nirgends ist die grenzenlose Weite so ohne Schwere wie hier."

„Aber auch den Kampf sollten Sie hier einmal erleben, den Herbst im Sturme, Nordwest, Springflut, wenn die Erdmassen vom Nordufer her ins Meer hineingestürzt werden — es lohnt sich, das zu sehen. Sie würden ein anderes und tieferes Wissen um dieses Land hier bekommen."

„Das mag sein. Aber was ich hier oben suche, ist ja eben die Stille. Aufruhr, Kampf, kann ich überall finden."

„Heißt das, daß Sie dem Kampf überhaupt ausweichen?" fragte der Mann zurück, „das würde mir auch erklären — nun, Marie-Luise, wie lange soll alles zwischen uns unausgesprochen bleiben, Sie wissen doch ganz genau — —?"

„Ich weiß," war die Antwort, indes Marie-Luise das Gesicht dorthin wandte, wo die Hügel gelassen schwangen. 'Nicht hinsehen', dachte sie in Angst, 'nicht sein Gesicht sehen, denn sonst tut man, was man nicht tun darf, aber tun möchte, mit allen Sinnen und Gedanken tun — —'. „Sie müssen nicht glauben", fuhr sie laut fort, „daß ich dem Kampf auswich, wenn ich bis heute dies Gespräch hinausschob. Aber ich sehe nun selbst ein, wir kommen so nicht weiter und laufen Gefahr, uns die Ferientage, die wir beide so nötig brauchen, zu verderben."

„Müssen wir es?" fragte der Mann drängend zurück. Seine Hand griff nach der ihren, sie wich schnell der Berührung aus — „könnte nicht alles viel schöner sein, wenn Sie nur ein wenig Mut zu sich selber, ein wenig Bedenkenlosigkeit hätten?"

„Was für Beweise doch die Wünsche brauchen", sagte das Mädchen schmerzlich, „und wie wenig sie vor der Ueberlegung standhalten. Angenommen, wir täten, was wir wollten, was würde aus Gertrud?"

„Sie wissen, daß Gertrud keine engen, kleinbürgerlicheen Empfindungen kennt, sie würde mich verstehen, wenn sie mich schon manchmal verstanden hat."

„Sie würde verstehen. Aber würde sie weniger leiden? Und wo bleibe ich, würde sie auch mich verstehen, die ich ihre einzige Freundin bis heute gewesen bin? Ach, Lieber, wir wollen uns doch nicht belügen. Das Menschenherz bleibt sich gleich, so sehr wir uns auch bemühen, anders zu werden. Gertrud wird verstehen, vielleicht auch verzeihen. Aber nie, nie wird zwischen ihr, mir und Ihnen wieder das werden können, was uns seit Jahren so kostbar ist. Uns allen kostbar."

„Und Du und ich," fragte der Mann — das Du war auf einmal selbstverständlich zwischen ihnen — „bin ich Dir nichts, weißt Du nicht, was Du mir bist?"

„Ob ich das weiß," fragte Marie-Luise in einem Tone, in dem gleich stark Glück wie Schmerz schwang, „ich weiß es vielleicht besser als Du. Denn wärest Du mir nicht soviel, vielleicht könnte auch ich bedenkenlos sein, wie Du es nennst. Aber ich weiß, dies alles ist für Dich nur ein seelisches Zwischenspiel, Dein Leben mit Gertrud ist das Bleibende. Ich werde nach einer kurzen Spanne des angstvollen Glückes Dich verlieren und die Freundin meiner Jugend dazu. Ich will aber nicht verlieren, denn Ihr seid mir zu teuer. Und darum — —"

„Ja, wenn Du so kalt und vernünftig denken kannst, wenn Du keinen Mut hast..., — es ist wie mit dem, was Du vorhin über das Land hier sagtest, Du willst keinen Kampf."

„Vielleicht ist mein Kampf schwerer," entgegnete die Frau leise. Auf einmal stand sie still, machte eine hilflose Bewegung mit der Hand, Tränen strömten über ihr blaß gewordenes Gesicht, der Mann wollte sie an sich ziehen. Aber sie hob nur wieder mit dieser hilflos bittenden Bewegung den Arm. — Da beugte er sich und küßte dankbar ihre Hand.

Das Geheimnis der Runen.

Die jüngsten Forschungsergebnisse des schwedischen Professors Sigurd Agrell von der Universität Lund haben ein ganz neues Licht auf das magische Geheimnis der alten Runen geworfen. Inschriften auf verwitterten Runsteinen, die aus dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt zu stammen scheinen und Ruhm und Tod alter Recken verherrlichen oder in rätselhaften Worten den letzten Willen eines Verstorbenen verfünden, haben dabei dem Gelehrten als Untersuchungsstoff gedient. — Prof. Agrell hat nun den Beweis erbracht, daß alle die von ihm geprüften Runenzeichen einen gewissen numerischen Wert besessen haben müssen und zwar der erste Buchstabe nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, den der Ziffer 1, sondern den der 2, während hingegen der letzte Buchstabe des Alphabets den Ziffern 1 und 24 entsprach. Ausgehend von den bekannten Mitra-Inschriften des römischen Altertums ist es dem Forscher durch Verwertung seiner früheren Untersuchungsergebnisse gelungen, sowohl die Ziffernmystik der römischen und orientalischen Mitra-Inschriften als auch die altnordischer Runen in beachtlichem Umfange zu enträtseln. Dieses Verfahren, die Bedeutung einzelner Runen auf rein ziffernmäßigem Wege zu ermitteln, ergibt eine Reihe sicherer Anhaltspunkte zur Rekonstruktion uralter nordgermanischer Sprachformen, deren Sinn der Nachwelt längst verloren gegangen war. Bekanntlich waren diese Runen ja nicht nur ein sinnfälliges Ausdrucksmittel, sondern ihnen wohnte auch gemäß dem Glauben der sich ihrer bedienenden Menschen eine geheime Kraft inne, so daß den geschriebenen Worten in besonderer klanglicher und numerischer Verbindung damals die Fähigkeit nachgesagt wurde, Glück oder Tod zu bringen. Die Kenner der Runenkunst und ihrer magischen Bedeutung besaßen deshalb nicht selten die gleiche überragende Macht wie beispielsweise noch heute die Medizinmänner einzelner unzivilisierter Negerstämme. Erweisen sich die allgemeinen Folgerungen, die Professor Agrell aus seinen bisherigen Ergebnissen gezogen hat, ebenfalls als stichhaltig, so sind sie in der Tat geeignet, revolutionierend auf einen großen Fragenkomplex der heutigen Runenforschung zu wirken.

Böse Worte.

Es gibt gute und böse Worte. Aber das niederträchtigste ist das Wörtchen „noch". Schon als Kind ärgert die Frage: kannst du „noch" nicht... In weiteren Jahren „hast du „noch" nicht?... Aber am wehmütigsten stimmt im Alter das taktlose Fragen: „Können Sie „noch" ohne Brille lesen?" „Können Sie noch so weit laufen?" „Sie dichten „noch?" — Ach, was weiß ich alles, was gefragt wird, aber bitter, bitter, ist das Wörtchen „noch". —

Flugzeug in Seenot

Solange Fliegern, die auf hoher See in Not geraten, die Möglichkeit fehlt, sich durch eigene Kraft zu retten, ist der Kampf um die Überquerung des Ozeans nicht siegreich beendet. Versagt der Motor, so bleibt dem Piloten nichts anderes übrig, als durch den Verzweiflungsruf S. O. S.! Hilfe zu erbitten. Die dramatische Schilderung eines Erlebnisses dieser Art, die unser M. H.-Mitarbeiter — an Hand der Aufzeichnungen eines ausländischen Kurierfliegers — nachstehend entwirft, dürfte daher zurzeit von besonderem Interesse sein.

Nervös horchte ich auf das fortwährende Aussetzen des Antriebs.

„Um 10.15 Uhr vorm. sollten wir von der Stadt Algier aus starten, um wichtige Papiere auf dem schnellsten Wege nach Palma auf Mallorca (Balearengruppe) zu bringen. Unser Wasserflugzeug, „Pelikan" genannt, das wir diesmal benutzen sollten, lag zur Abfahrt bereit und schaukelte friedlich in der kleinen Bucht des Flugzeughafens. Der Führer hatte alle nötigen Vorbereitungen getroffen, die Tanks waren gefüllt, das Öl aufgegossen und schon surrte der Propeller seine Melodie in den Tag hinein.

Glauben Sie an Vorahnungen? Ich nicht. Diesmal aber hielt mich ein seltsames Gefühl zurück, zwang mich, wider Willen, den Start zu verzögern und erst die energische Anfrage aus der Zentrale: „Warum wir noch nicht abgefahren seien" — es war inzwischen 10.30 Uhr geworden — veranlaßte mich, gemeinsam mit dem Piloten den Apparat zu besteigen. — Ich fuhr als Kurier mit und die Dokumente, die man mir anvertraut hatte, waren von größter Bedeutung. Ich sollte sie dem Kolonialminister, der auf Palma zur Kur weilte, im Auftrage eines Regierungskollegen überbringen. Die Umschläge trugen die Aufschriften „geheim" und „streng vertraulich" und mir war besondere Vorsicht bei der Ausführung dieses Auftrages geboten worden.

Nochmals prüfte ich zusammen mit meinem Kameraden den ganzen Apparat durch. Alles schien in Ordnung zu sein. Die Dichtungen saßen fest, der Brennstoffbehälter war gefüllt, die Maschine arbeitete einwandfrei, dennoch konnte ich mich nach wie vor eines drückenden Gefühls der Unsicherheit nicht erwehren.

Schweren Herzens und zugleich ärgerlich über meine törichte Besorgnis, gab ich das Zeichen zur Abfahrt. Hoch aufschäumende Wogen werfend, zerteilten unsere Schwimmer die Oberfläche der See und eine Minute später schwebten wir in der Luft, mit Kurs auf das offene Meer.

Das Wetter war ziemlich diesig und fing an, langsam ungemütlich zu werden, wir mußten stark steigen, um über die Wolken und Unwetterbänke hinwegzukommen. Oben empfing uns klare, reine Luft, eine große Fernsicht gestattend, die wir aber vorderhand kaum nötig hatten, da wir ununterbrochen nach dem Kompaß fuhren. So sausten wir, Vollgas gebend, mit einhundertzwanzig Kilometer Geschwindigkeit dahin.

Wir mochten ungefähr eine Stunde lang gefahren sein, als plötzlich unser Motor anfing zu stottern, zu hinken, auf drei Beinen zu gehen, wie all die schönen Fachausdrücke, die man in solchen Fällen anwendet, zu lauten pflegen. Nervös horchte ich auf das fortwährende Aussetzen des Antriebes, selbst die beruhigende Geste des Piloten konnte meinen Argwohn, daß von fremder Hand an der Maschine etwas in Unordnung gebracht worden sei, um das rechtzeitige Eintreffen der Dokumente zu verhindern, nicht beschwichtigen. Leider sollte ich recht behalten, denn schon die nächsten Minuten zeigten, daß nicht nur die Papiere, sondern auch wir in höchster Gefahr schwebten.

Der Motor pustete, fauchte, knallte, uns so den Beweis liefernd, daß mit seiner Brennstoffzufuhr etwas nicht in Ordnung war. So gut es ging, untersuchte ich die Benzinbehälter und ihre Zuleitungen, prüfte, ob sie vielleicht geknickt oder beim Start verbogen worden waren... Nichts war zu finden, alles schien in der besten Ordnung zu sein, trotzdem das Versagen der einzelnen Zylinder dauernd anhielt. Auch die Kerzen waren nicht verölt. Wir standen vor einem Rätsel!

Mittlerweile hatte unser Flugzeug durch das unregelmäßige Laufen des Motors beträchtlich an Höhe verloren und wir gerieten wieder in eine Wolkenbank, die uns mit prasselndem Regen umfing. Die schweren Tropfen knatterten auf unsere Tragflächen nieder, der Wind heulte und näherte sich bedenklich der Stärke 9, so daß ein längeres Verbleiben in der Luft sich als Unmöglichkeit erwies. An ein Zurück war, schon mit Rücksicht auf die Windrichtung, nicht mehr zu denken.

Blieb uns nichts anderes übrig, als auf das Wasser niederzugehen und, falls der Motor nicht in Ordnung kam, Hilfe zu erbitten. Da wir uns auf einer viel befahrenen Dampferroute befanden, erschien die Hoffnung auf Rettung aus Seenot nicht aussichtslos. Nie werde ich diesen Abstieg vergessen. Mit wachsender Schnelligkeit sanken wir tiefer und tiefer. Ich griff zum Morsetaster und funkte unseren Hilferuf S. O. S! . . . S. O. S! in die Ferne hinaus. Eine annähernd zutreffende Positionsangabe konnten wir uns machen, indem wir die zurückgelegte Strecke errechneten. Klopfenden Herzens horchte ich, den Hörer am Kopf, ob ein in der Nähe weilendes Schiff uns hören und Antwort geben würde. . . . Minuten, die uns qualvoll lang erschienen, vergingen . . . . . . Meine Nerven drohten zu zerreißen... Da endlich ein Surren und Tönen im Radioapparat, schon hoffte ich, die Stimme des Retters zu vernehmen . . . als die . . . Tafelmusik eines Überseedampfers ertönte. Kurz darauf knallten wir, mit den Schwimmern laut aufklatschend und uns fast überschlagend, auf das Meer auf. Hochaufbäumende Wellenberge rissen uns empor, überschütteten uns mit schäumenden Spritzern und schleuderten uns wieder ins Wellental hinab.

Immer noch den Hörer am Kopf, hörte ich einige unverständliche Zeichen . . . dann war alles still.

Dauernd von Brechern und grünflutenden Schaumwellen überschüttet, gelang es mir trotzdem, durch ein paar Hebelgriffe einen der Tanks etwas zu entleeren und dadurch unsere Schwimmfähigkeit zu erhöhen, wobei wir uns ständig festhalten mußten, um nicht über Bord gespült zu werden.

Mein Kamerad riß die Leuchtpistole heraus, deren Munition zum Glück nicht gelitten hatte, und knallte das Notsignal in die Luft hinaus.

Majestätisch zischten die leuchtenden Kugeln empor und gaben, trotz des Regens weithin leuchtend, Zeugnis von unserer Not.

Dauernd wurden wir, ein Spielball der erregten See, hin und her geworfen, die Wogen hoben uns hinauf bis auf ihre höchsten Kämme, um uns, überschäumend, dann wieder zurückzuwerfen.

Wie lange würde wohl unser Apparat dem Ansturm der Wellen noch gewachsen sein? Ich fing einen vielsagenden Blick des Piloten auf. Auch er schien sich auf das Äußerste gefaßt zu machen.



Hoch aufbäumende Wellenberge rissen uns empor, überschütteten uns mit schäumenden Spritzern und schleuderten uns wieder ins Wellental hinab.



Majestätisch zischten die Raketen empor und gaben, weithin leuchtend, Zeugnis von unserer Not.

Da, im Augenblick der größten Gefahr, als wir schon glaubten, das berühmte letzte Stündlein sei gekommen, sah ich, als wir gerade auf einem der Wellenberge tanzten, daß wir rote Lichtsignale in der Ferne Antwort bekamen. Grellweiß aufleuchtende Magnesiumraketen zeigten uns die Stelle an, von der die Rettung nahte.

Mit nicht geringen Schrecken stellten wir nun fest, daß wir nur noch über vier Leuchtkugeln verfügten, schossen aber dennoch zwei davon zur Bezeichnung unserer Lage ab, die übrigen noch in Reserve behaltend, falls uns der Dampfer wider Erwarten nicht finden sollte.

Zu unserem größten Jubel hielt das Schiff genauen Kurs. Es war höchste Zeit, denn nun begann unser Flugzeug wirklich sich in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen.

Jäh heulte die Dampfsirene des Retters auf, ankündigend, daß er uns gefunden habe, gleich darauf stoppte der gewaltige Koloß.

Eine kräftige Motorpinasse wurde trotz des schlechten Wetters auf Leeseite herabgelassen und kurze Zeit darauf sprangen wir, die rettende Seilboje um den Leib, in die Flut und wurden gleich danach an Deck der Pinasse gezogen.

Eine halbe Stunde später wechselten wir schon in einer Kabine des Riesenschiffes, eines heimkehrenden Südamerikafahrers, unsere durchnäßten Sachen gegen eine salonfähige Kleidung, die man uns kameradschaftlich überließ. Die Tasche mit den Dokumenten, die ich vor dem Sprung ins Meer mir um den Leib geschnallt hatte, übergab ich jetzt der Obhut des Zahlmeisters. Dann eilten wir in die Salons, wo wir bei Speise und Trank mit Fragen bestürmt wurden.

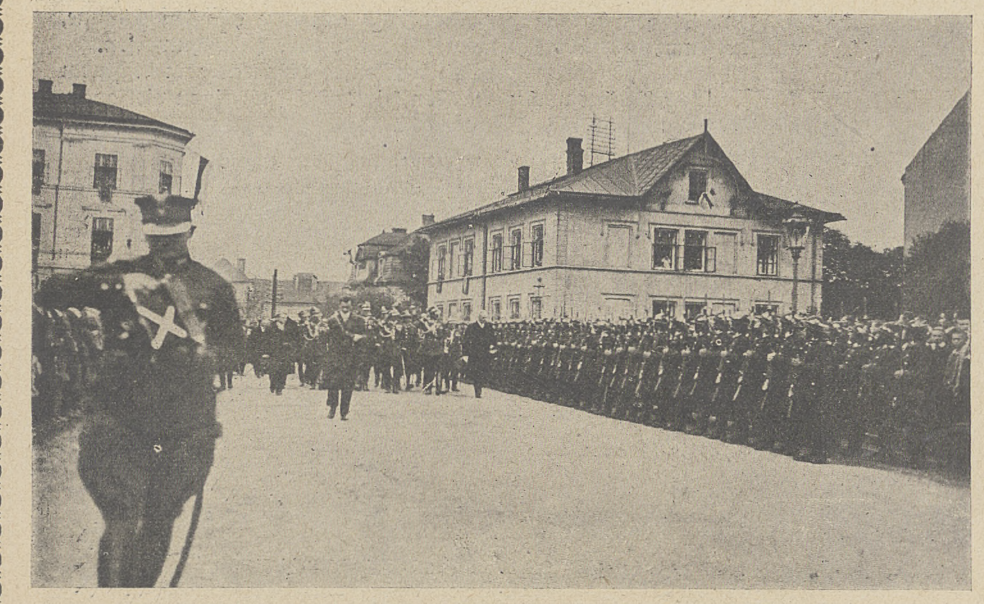
Reichlich verspätet erreichten wir von Genua aus mit dem Kursdampfer Mallorca, freudig empfangen vom Kolonialminister, der uns und die Papiere schon verloren glaubte.

Später wurde der Apparat aus dem Meere gefischt und eine Untersuchung des Motors und der Benzintanks ergab, daß von verbrecherischer Hand dem Betriebsstoff Salmiak beigemischt worden war, um die Maschine zu zerstören und das rechtzeitige Eintreffen der Papiere zu verhindern."

Der Besuch des Staatspräsidenten

Als am Montag vormittags die Kirchenglocken, Fabrikssirenen und Salutschüsse die Ankunft des Staatsoberhauptes auf dem Boden der Stadt Bielitz ankündeten, da harrte seit langem rings um die vor dem Mittelschulgebäude errichtete Ehrenpforte wie auf allen Zugangsstraßen eine dichtgedrängte unübersehbare Menge des hohen Gastes. Jedes vorhandene Plätzchen und jedes Fenster der umliegenden Gebäude waren besetzt von denen, die gekommen waren, der Ankunft und Begrüßung des Staatspräsidenten Dr. Ignaz Moscicki beizuwohnen.

Vor der Ehrenpforte hatten die offiziell zur Begrüßung Geladenen Aufstellung genommen: Bürgermeister Pongratz an der Spitze des Gemeinderates und der Funktionäre des Magistrats, Kanonikus Dr. Bulowski mit der katholischen Geistlichkeit, Pfarrer Dr. Wagner mit den evangelischen Seelsorgern, Rabbiner Dr. Steiner, ferner die Vertreter der staatlichen Behörden, der wirtschaftlichen und industriellen Verbände und Institutionen, die



Abschreiten der Ehrenkompagnie durch den Staatspräsidenten.

Einzug des Staatspräsidenten durch die Ehrenpforte in Bielitz.

Leiter der Schulen, die Leiter sonstiger Verbände und Organisationen mit ihren Fahnen usw. Vor der Einmündung des Strößels in die Schießhausstraße war die Ehrenkompagnie aufmarschiert, neben welcher die Militärkapelle postiert war.

Bezirkshauptmann Dr. Duda war dem Staatspräsidenten bis an die Bezirksgrenze nach Dziedітz zur Begrüßung entgegengefahren. Wenige Minuten vor $^1/_2$11 Uhr fuhr unter den Klängen der Nationalhymne das Auto des Staatspräsidenten, das von einer Kette anderer Autos begleitet war, vor der Ehrenpforte vor. Von der Menge mit ununterbrochenen Hochrufen begrüßt, entstieg der hohe Gast dem Wagen und schritt an der Spitze seiner Begleitung die Front der die Ehrenbezeugung leistenden Ehrenkompagnie ab. Der Präsident war vom Wojewoden Dr. Grazynski, dem Handelsminister Kwiatkowski, dem Armeeinspektor General Drescher, dem Kommandanten des 5. Korps General Wroblewski, dem schlesischen Bischof Lisiecki, dem Militärbischof Gallas, dem Chef der Kanzlei des Präsidenten, Tsieciolowski, dessen Vertreter, den Vertretern der Bezirksbehörden sowie von seiner persönlichen Suite begleitet.

Vor der Ehrenpforte wurde der Präsident vom Bürgermeister Pongratz in längerer Ansprache begrüßt.

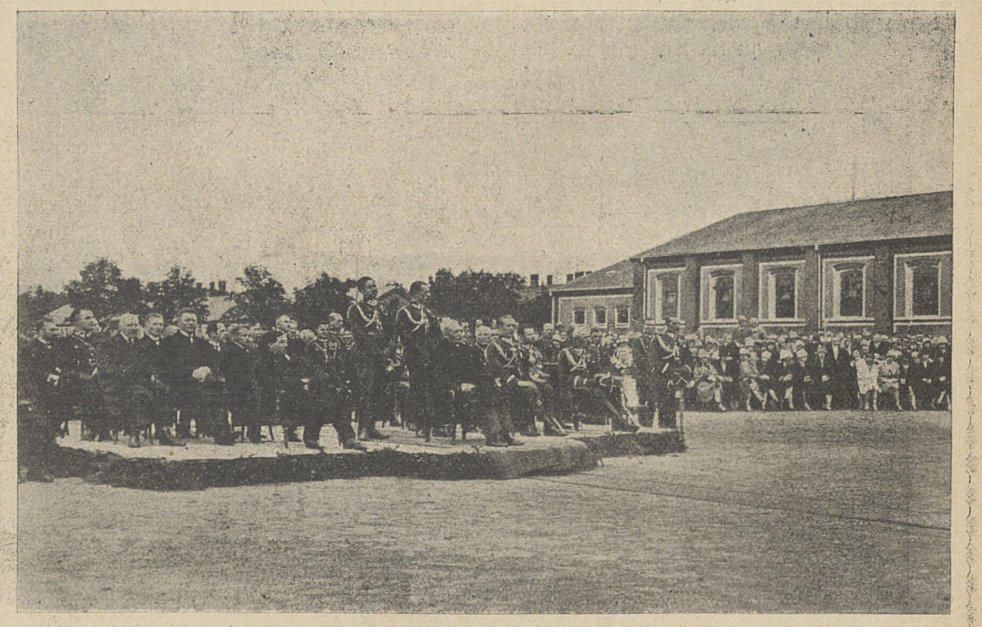
Nachdem der Präsident länger als eine halbe Stunde im Gebäude der Bezirkshauptmannschaft geweilt hatte, wurde die Fahrt in die Artilleriekaserne angetreten. Um halb 12 Uhr traf der Staatspräsident in der Artilleriekaserne ein. Vor einem Feldaltar wartete eine zahlreiche Geistlichkeit, mit dem schlesischen Bischof Lisiecki und dem Militärbischof Gallas. Zwei Militärorchester und ein Chor begleiteten die stille Messe durch Musikvorträge. Anschließend fand die Weihe der Fahne durch den Militärbischof statt.

Um $^1/_4$2 Uhr traf der Präsident mit seiner Begleitung zur Grundsteinlegung des Narutowicz-Denkmals auf dem Bleichplatz ein. Die Stelle, an welcher das Denkmal errichtet werden wird, war durch Fahnen und Blumengewinde schön geschmückt. Vor der Grube für den Grundstein war ein Podium errichtet, das die Sessel für den Präsidenten und seine Begleitung beherbergte. Nach dem kirchlichen Akt, den der Bischof Lisiecki unter Assistenz der örtlichen Geistlichkeit vornahm, wurde die Denkmalsurkunde vom Staatspräsidenten und anderen Persönlichkeiten unterzeichnet und in der für sie vorbereiteten Kapsel im Grundstein vermauert.

Nach einem Festessen im Schießhaussaale trat der Präsident die Fahrt nach Biala an. An der Hauptstraßenbrücke wurde er von Bezirkshauptmann

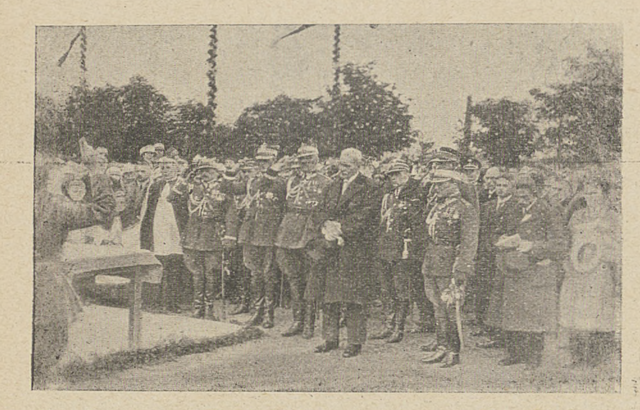


Die Fahnenweihe des Regiments 3. p. s. p. in der Artilleriekaserne.

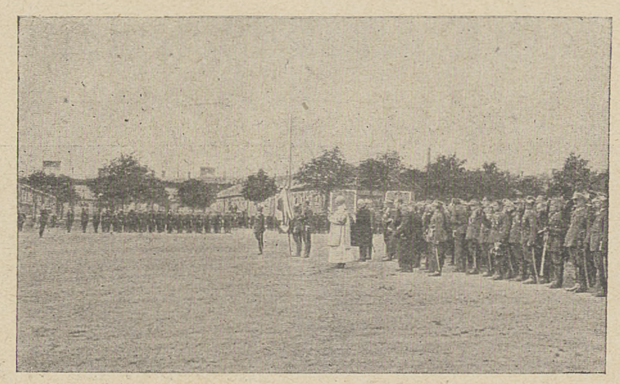


Feldmesse in der Artilleriekaserne.

in den Schwesterstädten Bielitz-Biala.



Vereidigung des Regimentskommandanten, Oberstleutnant Zagorski, auf die neue Fahne.

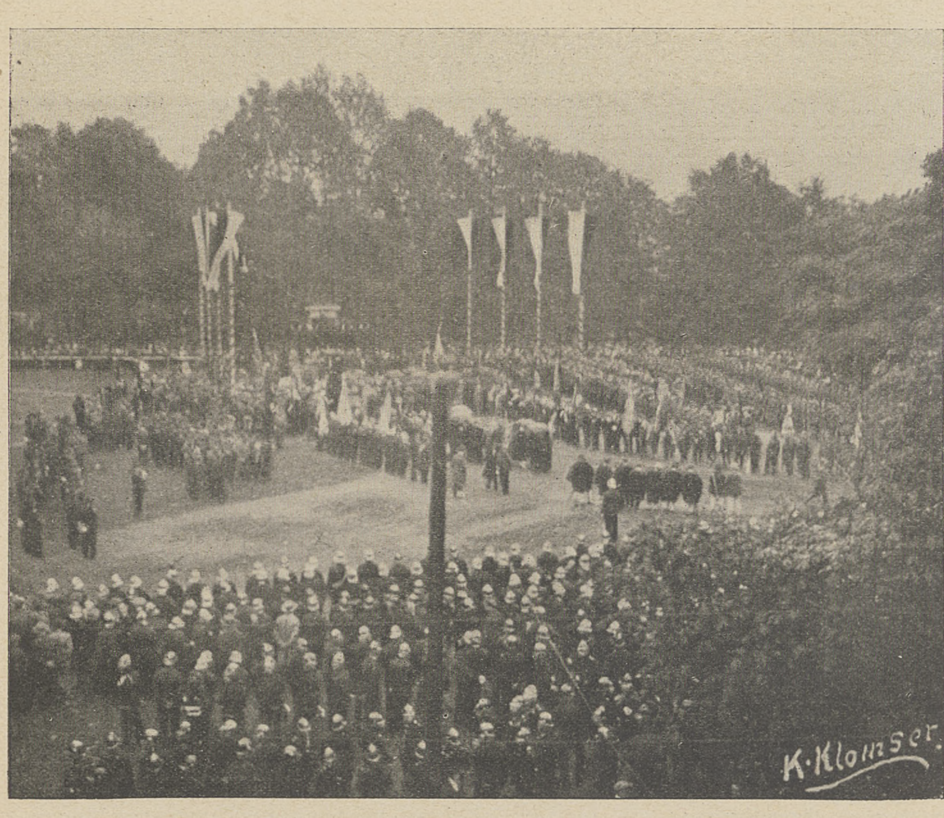


Vereidigung des Regiments 3. p. s. p. auf die neue Fahne.

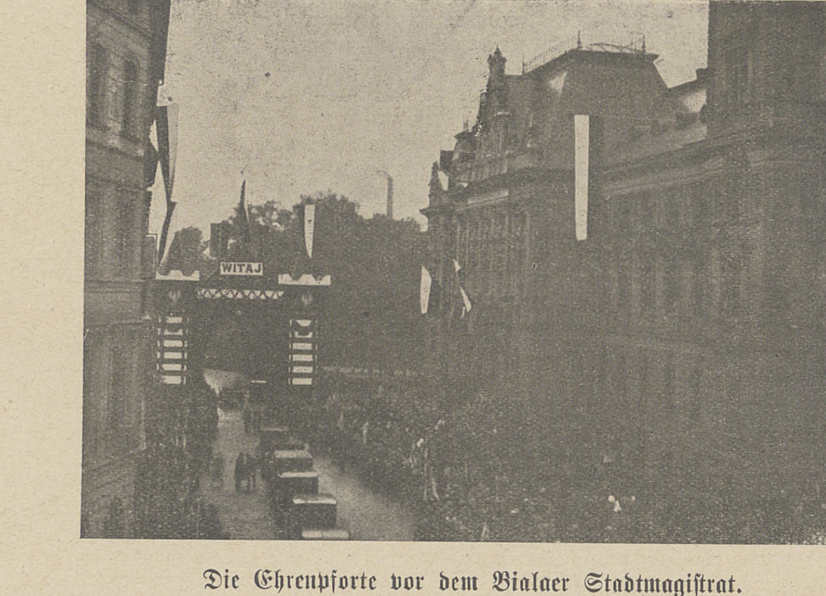
ausstellung und der Bäumcheneinpflanzung beizu-
Dr. Rozecki begrüßt, worauf die Fahrt zu der vor dem Magistratsgebäude errichteten Ehrenpforte fortgesetzt wurde. Dort angekommen, wurde der Präsident von dem Präses des Bezirksausschusses Lazarski und Regierungskommissär Ines begrüßt, worauf sich der Präsident in das Soldatenheim begab, um der Eröffnung der Militärwohnen. Nach einem Aufenthalt von ungefähr einer halben Stunde wurde die Rückfahrt nach Bielitz und von da aus sofort die Fahrt nach Kattowitz angetreten. Bei seiner Rückkehr aus Biala war der Präsident neuerlich Gegenstand aufrichtiger und stürmischer Huldigungen in den Straßen von Bielitz, für die er in leutseligster Weise dankte.



Defilierung der Garnison von Bielitz-Biala vor dem Staatspräsidenten.



Die Grundsteinlegung zum Narutowicz-Denkmal durch den Staatspräsidenten.



Die Ehrenpforte vor dem Bialaer Stadtmagistrat.



Saybuscher Bäuerinnen in Nationaltracht.

Theater

Bielitzer Stadttheater.

Das Bielitzer Stadttheater hat mit zwei schönen künstlerische Reife beweisenden Aufführungen die diesjährige Saison eröffnet. Der Leitung einer tüchtigen, erfahrenen, aber auch sehr festen Hand ist dieser volle Erfolg zu danken. Rastloses Proben und Schleifen unter kundiger Hand eines Regiekünstlers hat erstaunlich gutes Zusammenspiel der aus allen Windrichtungen an unser Kunstinstitut zusammengewehten Kräfte erreicht.

Am ersten Abend (Samstag, 1. Oktober) wurde Ibsens „Nora" in gediegener Aufmachung herausgebracht. Direktor Ziegler's Virtuosität als Regisseur, aber auch als Darsteller, feierte einen schönen Triumph. Sein „Hellmer" hatte Reife, wenn auch die Auffassung manchmal etwas stark individuelles Gepräge zeigte. Auch Frl. Adamsk (Nora), Frl. Carmen (Frau Linden) führten sich als vielversprechende Kräfte ein. Mit besonderer Natürlichkeit scheint Herr Parlaghy seine Charaktere zu skizzieren. Das bewies die geschmackvolle Einfachheit, in die er seinen „Doktor Rank" hüllte.

Der zweite Abend (Sonntag) brachte ein französisches Lustspiel, also ein Werkchen, das gewiß in gar keiner Hinsicht in Tiefen schürft, aber desto wohliger in seichter Erotik plätschert. — „Schöne Frauen", ein Lustspiel von Etienne Rey, macht also keinen Anspruch, auf hohe dramatische Wertung. Auch das Sujet: der Ehemann, der zwar seine Frau liebt, sie aber doch unausgesetzt betrügt, unverbesserlich bleibt und doch durch den ihm eigenen Charme nicht widerwärtig wirkt, ist viel verbraucht. Aber es ist Humor vorhanden, freie Bewegung, die jedem einengenden Zwang sich entzieht, ein heiterer Ton, der Frivolitäten übertüncht. Im ganzen eine reizvoll geplauderte Liebeskomödie. —

Die Aufführung stand auch an diesem Abend im Zeichen bester Laune auf der Bühne und im Parkett. Direktor Ziegler gab seinem von schönen Frauen verwöhnten Nichtstuer (Villiers) echt pariserische Elegance, Beweglichkeit und Frivolität. Frl. Bukowitz (Germaine, Gattin Villiers) bewegt sich sicher auf der Höhe einer peinlichen Situation. Sie versteht es ausgezeichnet, den Kampf zu nuancieren, wie er sich in Kreisen abspielt, in denen es noch Pflicht ist, Affären mit dem Florett auszutragen. Dieser Kampf zwischen den Gatten geht auch hier gut aus und zum Schluß reichen sich die Gegner versöhnt die Hände. — Herrn Parlaghy's Komik liebt keine Verzerrungen. Diesen Grundsatz unterstrich er deutlich bei der Zeichnung der lächerlichen Figur „Jaques". Vielversprechend das ruhige, sichere Spiel Frl. Faulhabers.

Alles in allem, ein nur Steigerungen der Leistungen versprechender Auftakt.

Theaterkapellmeister Egon Hetschko †

Wen die Götter lieben, den nehmen sie zu sich. Und Egon Hetschko, am 9. September 1900 in Mähr.-Ostrau geboren, war ein Liebling der Götter, denn ausgestattet mit hohen geistigen Fähigkeiten und frühzeitig ersichtlichen Talenten zu den schönen Künsten, war er kein Alltagsmensch, sondern ein besonderer. In erster Linie lenkte seine starke musikalische Begabung das Augenmerk der Mitwelt auf ihn. Kaum 6 Jahre alt, spielte er schon recht fließend Klavier und ließ sich auf der Orgel bereits mit 9 Jahren öffentlich hören. — Geistig weit seine Mitschüler überragend, war er immer der erste in der Klasse und legte sein Abiturientenexamen an der Staats-Oberrealschule in Bielitz mit Auszeichnung ab, nebenher intensiv Musik studierend. Fast ohne Lehrer, denn die kurze Zeit, in welcher er die höhere Musikschule Könnemann in Mähr.-Ostrau besuchte, und die wenigen

Theaterkapellmeister Egon Hetschko †.



Stunden, die er bei Bielitzer Musiklehrern nahm, dürften doch nur anregend gewirkt haben, lernte er spielend Instrumente spielen und machte sich mit den nötigen Kenntnissen in musik-theoretischen Fächern vertraut. Als Orchesterdirigent trat er mit 16 Jahren vor die Oeffentlichkeit und erzielte hier sowohl als Dirigent wie auch als Komponist einen derartig überraschenden Erfolg, daß er daraufhin zum 2. Kapellmeister an das Bielitzer Stadttheater verpflichtet wurde.

Doch seinem regen Geist genügte dies nicht, er strebte höher. Vorerst aber besuchte er die Musikakademie in Wien, wurde bald Freund des bedeutendsten österreichischen Musiktheoretikers Prof. Dr. Richard Stöhr, und produzierte sich bald in Wien als Pianist, Konzertbegleiter und Dirigent.

Bekannt geworden, erhielt er die Berufung als 1. Kapellmeister nach Wiener-Neustadt, verwirklichte dann seine Träume aus frühester Kindheit und zog nach dem Süden, nach Meran, von wo aus er Reisen nach Italien — Mailand, Venedig, Padua, Rom etc. — und hierauf eine Gastdirigenten-Tournee durch Rumänien machte, sich überall Lorbeer, Anerkennung und Ehre erringend.

Ganz in seiner Kunst aufgehend, achtete er zu wenig auf seine Gesundheit. Kaum von einer schweren Lungenentzündung genesen, gönnte er sich keine Rekonvaleszenz und erlitt während einer Opernaufführung in Iglau am Dirigentenpulte einen Nervenzusammenbruch. Aber bald darauf ist er wieder als erster Kapellmeister an den Stadttheatern in Ingolstadt und Regensburg tätig, ja, er hatte sich nicht einmal Ruhe in Baden, wo er zur Kur weilte, gegönnt, denn einmal hier als Gastdirigent aufgetreten, ließ ihm die Direktion keine Ruhe, denn sobald man las, daß Egon Hetschko dirigiert, waren die Häuser Tage zuvor vollständig ausverkauft.

Er war ein Besonderer, ein Genie, wie oft und oft die Kritiken hervorhoben und der Oeffentlichkeit zuriefen: „Hut ab, vor diesem Künstler!"

Nun erhielt er ein glänzendes Engagement nach Karlsruhe in Baden. Aber ein grausames Schicksal ließ ihn dieses nicht mehr antreten. Furchtbar war für ihn der Schmerz, als er am Antrittstag nicht da sein konnte, da er immer schwächer und schwächer werdend, ruhelos ans Krankenlager gefesselt war.

Wie von einer Vorahnung getrieben, wollte er einen kurzen Urlaub in seiner Heimat verleben, munter, den Kopf voller Pläne und Gedanken, kam er aus dem sonnigen Süden, aus Grado, herauf in seine nördliche Heimat, und hier — wie unfäglich traurig — hier ging es ans Sterben. Er mußte fort, der Tod macht keinen Halt vor Wissen und Können, er mußte fort, in blühender Jugend, er, der noch so Vieles schaffen wollte und auch hätte schaffen können. Nach bitterem Kampfe, nicht glauben wollend, daß er sterben muß, schied er am 30. September d. J. um 1 Uhr nachts in den Armen seiner inniggeliebten Mutter aus diesem Leben. — Nun deckt ein Hügel treuer Heimaterde den Nimmermüden. Durch sein liebes Wesen hatte er sich überall Freunde, durch sein Können Ruhm und Anerkennung erworben. — Die Musikwelt trauert einem Künstler nach, seine Freunde einem lieben, guten Menschen.

Nun ruht er still in Bialaer Erde, erlöst von allem Schmerz und Leid. R. i. p.

Passionsspiele in Thiersee.

Der Name Thiersee sagt nicht viel; nur wenige wissen, wo der Ort zu finden ist, welche Begebenheiten sich dort abspielen. Spricht ihn aber der Oesterreicher oder gar der Tiroler aus, dann liegt eine verhaltene Zärtlichkeit im Klang der Stimme, dann blickt das Auge freier, stolzer.

Wer von Kufstein aus westwärts oder von Kiefersfelden aus nach Südwesten wandert, überquert auf prächtiger Fahrstraße die Marcher Höhen und nähert sich mehr und mehr dem Wahrzeichen jener Gegend, dem trutzig-finsteren Pendling. An seinem Fuße Bauernhäuser mit weit ausladendem Dach, das ausgelegte Steine gegen Sturmnot schützen sollen, und geschnitzten Holzbalkonen, die kaum die Fülle sorglich gepflegter Geranien und Petunien zu tragen vermögen: das Alpendorf Thiersee, das seinen Namen von dem kleinen, flachufrigen See erhalten hat, der die tiefste Stelle des reizvollen Talkessels mit seinem grünen Wasser füllt.

Die Nordseite trägt das für tausend Sitzplätze berechnete, mit hellem Holz verschalte neue Festspielhaus, dessen kühn emporstrebende Spitzbogen Blick und Gedanken aufwärts leiten. Hier stehen wir vor einem Volkstheater im wahren Sinne des Wortes: das Volk selbst, die Bauern von Thiersee haben es hingestellt, haben in nie ermüdender Opferwilligkeit und tatbereiter Heimatliebe Summen zusammengetragen, vor deren Höhe der Städter, insbesondere der Großstädter, zurückschrecken würde. Höchstem Ziele galt ihr Streben: ein Haus zu bauen, auf dessen Bühne in würdiger Weise das gewaltigste Geschehen, das unsere Erde bis heran sah, Leben, Leiden und Verherrlichung Jesu Christi, dargestellt werden sollte. Und Bauern sind es, die uns der Menschheit größte Tragödie nicht vorspielen, sondern vorleben!

Lange vor Beginn der Veranstaltung strömen die Bewohner der näheren und ferneren Umgebung in ihren sonntäglichen Trachten und die Städter, die in Kufstein oder Kiefersfelden, in Oberaudorf oder Bayrischzell Erholung suchen, der weiten, in lichten Farben gehaltenen Halle zu und füllen sie bis auf den letzten Platz. Welch wunderzoll weiche Wölbung zeigt der in seinen Ausmaßen gewaltige Spitzbogen, der Bühne und Orchester vom Zuschauerraum trennt! Und wie wohltuend in seinem satten Blau wirkt der schwere Samtvorhang, der uns die Stätte des Geschehens noch verhüllt! Fanfarenklänge. — Dumpfe Gongschläge. — Augenblickliche Stille. Und nun lauschen wir einer Musik, die uns vom ersten Ton an in ihren Bann zieht; sie ist und bleibt auch im weiteren Verlauf der Handlung würdige Trägerin starker Gedanken, die einst der Welt ein neues Antlitz gaben, und bildet dort, wo das Wort versagt, versagen muß, die Brücke zum Uebersinnlichen. Geschrieben hat sie der Tiroler Tonkünstler Vinzenz Goller, Professor an der Wiener Musikakademie, während die dramatische Dichtung „Christus" aus der Feder des Paters Dr. Jakob Reimer in Seitenstetten stammt. Hier waren ursprünglich dichterische Kräfte am Werke.

Schon der Vorspruch schraubt die Erwartungen auf eine beträchtliche Höhe. Chor und Chorführer treten auf. Klassisch, der alten Griechen würdig, Sprache und Gestus. Dann teilt sich der Vorhang. Sind das wirklich Bauern, die so sprechen, so sich bewegen? Es liegt eine Würde über ihnen ausgegossen, die nur einer Quelle entstammen kann: tiefster seelischer Verbundenheit mit dem darzustellenden Gegenstand selbst. Dieser Eindruck vertieft sich mir, als die zeitweilig zu hoher dramatischer Kraft anwachsende Handlung fortschreitet und erhält seine letzte überzeugende Begründung durch den Christusdarsteller, Alois Kaindl, einen Zimmermann von Beruf. Ich wage wirklich zu behaupten, daß diese Rolle, die das höchste Maß an Einfühlungsgabe und schöpferischem Nachbilden verlangt, nur von einem ganz großen Berufsschauspieler wiedergegeben werden kann, dessen Kunst nie jene Naivität verlor, die uns die Bühne vergessen und das Leben selbst schauen läßt, — oder von einem so tiefgläubigen, ursprünglich empfindenden ganz an seine Mission hingegebenen Laienspieler, wie ihn nur die naturverbundene Landbevölkerung z ustellen vermag. Diesem Thierseer Christusdarsteller und seinen Mitspielern verdanken die 1300 Zuschauer, die den Festsaal als Kirche empfanden, Augenblicke stärkster seelischer Erschütterung, bedingungsloser Hingabe an ein im Uebersinnlichen wurzelndes Geschehen.

In wohltuender Ruhe leert sich der weite Raum. Da ist kein Gesicht, auf dem nicht ein tiefer Ernst, ein Abglanz heiligen Wollens läge, kaum ein Auge, das nicht in Tränen glänze. Glücklich seid ihr zu preisen, ihr Bauern von Tiersee: denn die Saat, die eure Hand in weitem Bogen wirft, geht auf und trägt herrliche Früchte.

Toni Reigers (München).

Film

Tarzan brachte mich zum Film.

Von Ken Maynard.

Darf ich mich vorstellen, da Sie mich vielleicht noch nicht kennen: Ken Maynard, früher Cowboy, heute Filmschauspieler. Und meinen Kameraden darf ich nicht vergessen, Tarzan (mach' Kratzfuß), mein Pferdchen, das ich für sämtliche Marställe der Welt nicht tauschen würde. Tarzan ist nicht nur weiß, dieweil er ein Schimmel, es ist auch der Ausdruck seiner Seele. Dies Pferd: kein Engel ist so rein.

Ich dachte eigentlich gar nicht an die Filmkarriere. Ich habe ihn im Verdacht, daß er einmal Filmregisseur war. Das soll nicht etwa eine Bosheit, sondern im Gegenteil eine Schmeichelei für diesen Beruf sein. (Ueberhaupt habe ich mir angewöhnt, wenn mir etwas sehr gut gefällt und wenn ich ehrlich begeistert bin, zu erklären: das ist beinahe so schön wie Tarzan. Allerdings habe ich ihm nie etwas davon gesagt. Wozu sollte er eingebildet werden?) — Eigentlich braucht man ja einen Verdacht gar nicht zu begründen, aber Tarzan war Filmregisseur schon einfach deshalb, weil er immer alles richtig macht. Er hat, ich muß es gestehen, ein viel feineres Empfinden dafür, wenn er aus dem Bild ist. Der Regisseur braucht es ihm gar nicht zuzurufen. Er hört dann schon von allein auf zu spielen.

Ich bin ja nicht stolz auf Tarzan, aber wenn Sie sehen würden, mit welch' melancholischem Gesicht und mit welch' traurigen Augen dieses Pferd umhertrottet und im selben Augenblick, wenn es nicht mehr in der Szene steht, mit dem Ausdruck der vollsten Befriedigung und ohne eine Spur von Traurigsein steht und auf das obligate Belohnungsstück: Zucker, wartet: Sie würden sich auch in Tarzan verlieben.

Ich habe den Eindruck, daß Tarzan früher etwas vom Film verstand als ich. Mir kam es gleich so vor, als ob es ihm nicht genügte, dauernd mit mir durch die Steppe zu jagen. Ich konnte mich immer auf ihn verlassen. Ich wußte, daß er, wenn es darauf ankam, jeden Verfolger weit hinter sich ließ. Ich konnte mich in Gefahr begeben, ohne darin umzukommen, weil ich Tarzan hatte. Aber mein Gefühl täuschte mich nicht: sein Ehrgeiz ging weiter. Ich weiß nicht, ob es Zufall oder Absicht war, jedenfalls besuchte uns eines Tages einer der First National-Direktoren. Ich wußte von nichts, doch Tarzan mußte es erfahren haben, denn sein Wesen war vollkommen verändert. Was ich nie an ihm bemerkt hatte, er war arrogant. Tarzan hatte immer einen wundervollen Gang. Aber an diesem Tage schritt er gravitätisch, machte die tollsten Kunststücke, bäumte sich auf, scharrte mit dem rechten und mit dem linken Vorderfuß und nickte bedächtig mit dem Kopf. Kurz, er benahm sich, als ob er eine Probeaufnahme machen sollte, bis der Herr Direktor auf ihn und also auch auf mich aufmerksam wurde.

Kurze Verhandlung. Ken Maynard bekam einen Vertrag und auch Tarzan wurde Filmstar. Und wenn die Pferde ein Standesbewußtsein haben: Ich finde, vom vornehmsten Klub müßte Tarzan Ehrenmitglied werden.



Alle Frauen haben zu tun.

Von Dorothy Mackaill.

Die Ueberschrift klingt sicher nicht überraschend. Haben Sie schon einmal eine Frau gesehen, die nichts zu tun hat? Aber ich möchte jetzt von der Dame sprechen, die bei Beginn des Winters alle Hände voll zu tun hat, obgleich sie sonst — bei aller Beschäftigung — nichts tut.

Mir kommt jede Saisoneröffnung immer wie eine Schlacht vor.

Einkäufe machen, aufgeregte Debatten mit der Schneiderin, Anproben, hier wird man eingeladen und dort muß man sich revanchieren, man muß eigene Gesellschaften vorbereiten, über die Premieren auf dem Laufenden sein, die Spielpläne der Theater beinahe im Traume aufsagen können.

Wer ist im Sommer verpflichtet, zu lesen? Aber wenn, Gott behüte, in einer Gesellschaft im Winter ein Thema angeschlagen wird, in dem über den letzten Film (verzeihen Sie die kleine Eitelkeit, man wird sicher über First National-Filme sprechen), über die letzte Novelle, über den letzten Roman, über den letzten Gedichtband gesprochen wird und man weiß nichts davon..... Man ist unvorsichtig, vorlaut und sagt „er“ oder „es“ sei schlecht, und dann hat man sich bestimmt geirrt oder umgekehrt, und dann hat man sich auch geirrt; man sitzt da und kann nicht mitreden, vielleicht glaubt sogar der eine oder andere, man sei


Die Filmschauspielerin Cara Bow,



eine der gefeiertsten Schönheiten in Amerika.

nicht mehr auf der Höhe: Haben Sie schon einmal eine Dame gesehen, die sich dabei wohlfühlen würde?

Man hat zu tun, gnädige Frau, am Anfang der Saison. (Sogar die Damen haben zu tun, die sonst nichts zu tun haben).

Man hat sich in Buchhandlungen zu orientieren über den letzten Schrei.

Wo gibt es ein Parfüm, das die Konkurrenz noch nicht benutzt?

Wer hat sich verliebt, verlobt, verheiratet?

Die neueste Neuigkeit ist ohne Interesse; es muß die allerneueste sein.

Seien wir ehrlich, gnädige Frau, so ein ganz klein wenig, (obgleich wir alle nicht zu den Frauen gehören, die sonst nichts zu tun haben, glauben Sie bitte, daß Filmen für eine Frau einer der schwierigsten Berufe ist), so ein ganz klein bißchen machen wir alle mit.

Wie oft zieht sich ein Filmstar um.

Von James Hall.

Was mich immer gekränkt hat, ist, daß die Herren viel lieber von den Damen sprechen, als die Damen von den Herren. Wenn ich mich schon einmal ins feindliche Gebiet wage und, anstatt in den Paramount-Ateliers zu filmen, einen Artikel schreibe, so könnte ich selbstverständlich auch einen Filmschauspieler als Beispiel wählen. Ich will mich nicht rächen, ich wähle eine Dame.

In meinen Ferien hatte ich Gelegenheit, fest-



zustellen, wie oft eine Frau, die nicht zum Film gehört, Wert darauf legt, sich am Tage umzukleiden. Ich war nicht wenig erstaunt. Ich führte eine genaue Statistik und konnte feststellen, daß eine Dame, den allerdings den Rekord hielt, es bis auf sechs Mal am Tage brachte, das Badekostüm nicht mitgerechnet. — Wenn Eignungen keine Rolle spielen würden, könnte ich dieser Dame empfehlen, zum Film zu gehen. Wenn eine Filmschauspielerin sich nur sechs Mal am Tage umziehen müßte, wäre sie glücklich.

Bebe Daniels (meine kleine Partnerin) hatte es schon einmal auf 30 verschiedene Kostüme am Tage gebracht. Pola Negri (auch meine Gegenspielerin) ist ihr mit ihrem Rekord von 29 dicht auf den Fersen. Florence Vidor steht als Dritte an der Spitze mit 27.

Ich verfolge diese Skala mit sportlichem Interesse. Wenn ich eine dieser drei Kolleginnen treffe, brauche ich gar nicht erst zu fragen. Wenn der Wettbewerb in ein neues Stadium getreten ist, wird mir von dem neuen Stand der einzelnen Teilnehmer sofort Mitteilung gemacht, und ich notiere sorgsam. Glauben Sie nicht, daß es nur eine närrische Passion sei. Rechnen Sie mit mir. Ich glaube, es ist unmöglich, daß sich eine Dame schneller als in 20 Minuten umzieht. 30 × 20 Minuten wären 10 Stunden. Nun hat, was Sie sicher nicht überraschen wird, und was Sie mir ohne Frage glauben werden, ein Filmstar etwas mehr zu tun, als sich nur möglichst schnell von einem Kleid ins andere zu werfen. Auf zehn Stunden kommen wir (Sie haben mitgerechnet, Sie wissen, daß ich recht habe, wenn Bebe Daniels vom Abendkleid ins Nachmittagskleid und vom Nachmittagskleid in ein anderes Nachmittagskleid und von einem anderen Nachmittagskleid in ein Fünfuhrteekleid usw., sich ohne Pause 30 Mal umkleidet. Wir haben noch keine Zeit dafür gerechnet, daß sie nun in den verschiedenen Aufmachungen auch filmen soll.

Meine Tabelle stellt fest, daß sie sich in diesen Fällen (es handelt sich bei diesen Zahlen natürlich nur um Ausnahmen, denn gewöhnlich braucht sich ein Filmstar kaum öfter als 4—10 Mal am Tage umkleiden) nicht länger als zwei Minuten umziehen dürfen, das immer wieder Neuanziehen des Gesichtes mit Schminke und Puder gar nicht gerechnet.

Versuchen Sie, es nachzumachen!

Wiener Urania. Die Zeit der Ruhe ist vorbei und mit Beginn des neuen Vortragsjahres eröffnet die Wiener Urania die Serie interessanter Filmnovitäten. Der Name des kürzlich zur Uraufführung gelangten Flugreisefilms ist: „Persienflug“ von Zürich bis Teheran. Von dem berühmten Schweizer Piloten Walter Mittelholzer wurde dieses Wagnis durchgeführt und ist ihm auch gelungen. Seine Erlebnisse, all das, was er aus der Vogelperspektive gesehen, ist in der Bilderfolge festgehalten und ist imstande, die Aufmerksamkeit der Zuschauer vom Anfang bis zum Ende zu fesseln. Prof. Dr. Hübl hat mit packenden Worten dieses interessante Werk eingeleitet. Europa und Asien, diese zwei Weltteile durchstreift der metallene Vogel, schwebt hoch über dem Berner Oberland, tut einen Blick in den Krater des Vesuv, wirft seinen Schatten auf die Ruinenstätten Griechenlands und landet schließlich in der alten Märchenheimat Persien.

Thomas Hüglins Sonnenflug

Roman von Karl Gauchel

Hans Westermann merkte von allem nichts. Seine Gedanken liefen wie ein Gaul am Göpelbaum immer im nämlichen Kreise und fanden nicht Ziel, noch Ende.

Da, zuletzt da er der auf ihn einstürmenden, quälenden Fragen und Bedenken nicht Herr werden konnte, machte er sich auf den Weg und fuhr an einem nebligen Nachmittag Ende Oktober zur Rheinluft, zum alten Moseler. Und es war der richtige Tag und die richtige Stunde gewesen für einen solchen Besuch und eine solche Eröffnung. Blaurot war der Alte angelaufen, und so wuchtig hatte die Faust auf den schweren Eichentisch aufgehämmert, daß die Kristallgläser umfielen und zersplitterten und der schwere Rotwein wie Bächlein dunklen Blutes träge über das Tischblatt rann. „Eher die Käthe im Spittel, als diesem Lumpen!“ Laut und polternd war es von den ungefügen Lippen gekommen, und die verschwommenen Augen hatten hell und drohend unter den buschigen Brauen geblitzt.

Als Hans Westermann im Schweigen der Nacht heimfuhr, da war er entschlossen. Der andere, der Eindringling, mußte fort. Wie? Das würde sich bei der nächsten Gelegenheit ergeben.

Und ruhiger, besonnener schritt er durch die nächsten Tage.

Der weite Sitzungssaal des Verwaltungsgebäudes der Rheinländischen Bank in Bonn, jenes Unternehmen, das als eine Gründung Kommerzienrat Labands an der Finanzierung der Louis-Ferdinand-Hütte am meisten beteiligt war, konnte heute die Menge der Besucher kaum noch fassen. Zum ersten Male, daß seit den Gründerjahren die Aktionäre der Hütte in solchem Umfange einer Einladung zur Generalversammlung gefolgt waren. Warum hatte man sonst auch kommen sollen? Man kannte doch zur Genüge die gesunden Finanzverhältnisse des Werkes; man kannte seine hohe Rentabilität, und wenn man am Tage nach der jährlichen Generalversammlung in der Zeitung den Prozentsatz der zu zahlenden Dividende las, so war man voll und ganz zufrieden. Auf die Dividende kam es an; das andere, na, das mochten die Finanzgenies und banktechnischen Beiräte halten, wie sie wollten. Man ist doch nicht kleinlich.

Aber heute lag die Sachlage doch wesentlich anders. War da vor einigen Wochen einem jeden Aktionär eine Denkschrift ins Haus geflogen, die als Hauptpunkt der Geschäftsordnung des diesjährigen Teilnehmertages die Beratung über die Gründung einer Fabrik für moderne Flugmaschinen anführte. Gleichzeitig sollte diesem neuen Unternehmen noch eine neue Motorenfabrik angegliedert werden. Alles in großem Maßstabe natürlich. Selbstverständlich war die Prosperität des neuen Werkes durch eine hübsche Anzahl von Tabellen und Berechnungen belegt, aber zur ersten Finanzierung gehörte eine ganz niedliche Summe, und wer sollte die aufbringen? — Natürlich die Herren Aktionäre! Wenn es aber an den Geldbeutel geht, ist man meist begierig, erst Längeres und Breiteres über den kommenden Erfolg zu hören, und dazu bot die Generalversammlung der Louis-Ferdinand-Hütte die beste Gelegenheit.

In zwanglosen Gruppen, sich begrüßend oder schon lebhaft miteinander plaudernd, standen die erschienenen Herren beieinander. Diener gingen hin und her, boten kleine Erfrischungen und Zigarren an oder schleppten Aktenfaszikel herbei, die auf dem Vorstandstisch niedergelegt wurden.

Endlich, kurz vor 11 Uhr, öffnete sich die kleine Tür in der Rückwand des Saales und Kommerzienrat Laband in Begleitung eines sehr distinguierten älteren Offiziers — eines Regierungsvertreters, wie man sich zuflüsterte — betrat, gefolgt von Bankdirektor Sauermann, Direktor Westermann und Thomas Hüglin, den weiten Raum. Nach kurzer Begrüßung nahm man Platz, Punkt 11 Uhr schnitt ein helles Klingelzeichen jedes persönliche Gespräch ab; Kommerzienrat Laband erhob sich und erklärte mit wenigen Worten die Generalversammlung für eröffnet. Alsdann ging man zur Tagesordnung über. Bankdirektor Sauermann gab den Rechenschaftsbericht in trockener, fachmännischer Kürze. Eine Menge Zahlen schwirrte an den Ohren der Versammelten vorüber, meist ohne ihnen mehr zu sein als Zahlen. Zuletzt nannte er den Prozentsatz, der als zu verteilende Dividende in Vorschlag zu bringen sei. Man horchte auf. 24 Prozent. Man schmunzelte leise, nickte beifällig mit dem Kopf, dann rauschten die Zahlenreihen weiter. Aber für den Augenblick war das Interesse erloschen. Dann wurde Entlastung erteilt. So kühl, sachlich, geschäftsmäßig rollte die Tagesordnung sich ab.

Endlich erhob sich Laband. „Wir kommen zu Punkt 9 der Tagesordnung: Gründung eines neuen Zweiges unseres Unternehmens unter dem Namen „Rheinische Flugfahrzeug- und Flugmotorenfabrik“. Nähere Angaben über den Werdegang des Gründungsgedankens wie auch über Umfang und Aussichten des neuen Fabrikationszweiges sind Ihnen in der vorliegenden Denkschrift bereits zugegangen. Ich bin natürlich jederzeit bereit, etwaige Anfragen aus Ihrem Kreise eingehend zu beantworten. Zuvor bitte ich Sie indes, den Erläuterungen und Aufschlüssen unseres Chefingenieurs Herrn Hüglin — des Erfinders des neuen Sturmgeselltyps und des Sturmgesellmotoren — ein aufmerksames Ohr zu schenken und gleichzeitig lade ich Sie hiermit ein, dem bei einigermaßen günstigem Wetter morgen stattfindenden Schaufliegen, soweit Ihnen möglich, beiwohnen zu wollen. Ich erteile das Wort Herrn Hüglin.“

Groß, schlank, die sprechenden dunklen Augen fest auf die Versammlung gerichtet, stand er da, und als er jetzt mit wohlklingendem sympathischem Organ die ersten Worte sprach, waren die Anwesenden gleich im Bann. Es ging wie eine Welle kraftvollen Wollens von ihm aus, wie er schlicht und klar ihnen seine Erfindung darlegte, wie er auf die unleugbaren Vorteile zu sprechen kam, die das neue System vor allen bisherigen habe, wie er mit der Zuversicht eines Hellsehers an die Zukunft gemahnte, die dem neuen Luftvogel weit sich öffnen würde. Und dann zuletzt griff er ein Bund Papiere vom Tisch, verlas eine Reihe großartiger Urteile aus Fachmännerkreisen, denen er endlich vier oder fünf Angebote des Auslandes folgen ließ, das zu riesenhaften Summen seine Erfindung und seine Kraft sich schleunigst hatte sichern wollen. Jetzt schloß er, die blitzenden Augen schweiften stolz und mächtig über die lauschende Versammlung:

„Ich habe alle diese ausländischen Anerbietungen abgelehnt, meine Herren, in der einfachen Überzeugung, daß die Erforschungen und Erfindungen eines deutschen Mannes auch unter allen Umständen in erster Linie dem deutschen Vaterlande zugute kommen müssen, und weil in mir der feste Glaube lebt, daß der nationale Stolz und die nationale Großzügigkeit in Deutschland nicht weniger entwickelt sind als bei anderen Nationen.“ Er setzte sich nieder; minutenlang brausten Beifallszurufe und Händeklatschen durch den Saal, und Laband, der sich zum Sprechen erhoben hatte, mußte sich durch ein Zeichen mit der Glocke Aufmerksamkeit verschaffen.

Da wurde es ruhig, und die elastische Stimme des alten Herrn drang hell und freudig bewegt durch den schweigenden Raum. „Wir haben heute die hohe Ehre, meine Herren, einen Vertreter unserer Staatsregierung in unserer Mitte zu sehen. Die Regierung nimmt an unsren heutigen Beschlüssen lebhaften Anteil, und ich bitte Sie daher, den Ausführungen des Herrn Oberstleutnants von Allenberg aufmerksam zu folgen.“

Dann sprach der Regierungsvertreter. Er drückte seine Anerkennung darüber aus, daß einem Deutschen die Lösung eines derartigen Problems in so hervorragendem Maße gelungen sei und daß das deutsche Kapital so schnell und so großzügig die Initiative ergreife und die großartige Erfindung des Herrn Hüglin zu einer überaus weitgehenden Verwirklichung bringen wolle. „Unter der Voraussetzung, daß das geplante Unternehmen zustande kommt“, so fuhr der Oberstleutnant fort, „bin ich in der Lage, Ihnen, meine Herren, unter Einhalt gewisser Bedingungen Ihrerseits, seitens der Staatsregierung sehr bedeutende Garantien für das neue Werk in Aussicht zu stellen. Und so hoffe ich, daß der heute zu fassende Entschluß Ihnen nicht allzu große Bedenken bereiten wird.“

Man war überrascht; ein leises Flüstern ging minutenlang durch den Raum. Die Genehmigung der Erweiterung der Louis-Ferdinand-Hütte war schon jetzt bombensicher. Die vorgenommene Abstimmung ergab denn auch einmütige Annahme.

Kommerzienrat Laband strahlte. Bewegt schüttelte er erst dem Offizier, dann Hüglin die Hand. Gleich darauf verließen die beiden den Sitzungssaal, da nun die persönlichen Fragen erörtert werden sollten, an denen der Oberstleutnant kein Interesse hatte und zu denen Hüglin als eine der in Frage stehenden Personen statutengemäß nicht zugezogen werden durfte.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, als der Kommerzienrat sich wieder erhob. „Meine Herren, Sie werden als nächsten Punkt der Tagesordnung die Wahl eines Direktors der neuen Werke finden, eine Angelegenheit, die zwar vom Vorstand allein geregelt werden kann, die mit Ihnen aber vorerst zu besprechen ich gerade in diesem Falle nicht gern unterlassen möchte.

Ich habe Herrn Thomas Hüglin in Vorschlag zu bringen, erstens als den Erfinder der zur Fabrikation stehenden Maschinen, zweitens als bewährte und überaus tätige Kraft auf dem Gebiete des Maschinenbaues überhaupt und drittens, und das möchte ich besonders betonen, als den ehrenwerten, warmherzigen Menschen, dem bei aller Sorge um das Gedeihen des Werkes auch das Wohl der Arbeiterschaft am Herzen liegen wird. Ich meine, wir alle, die wir demnächst mit von den Früchten seiner Arbeit zehren wollen, sind ihm volles Vertrauen schuldig und wir können ihm das kaum besser beweisen, als daß wir ihm sein ureigenstes Schaffensgebiet ganz überlassen. Hoffentlich finde ich in dieser Ansicht Ihrer aller Zustimmung.“

Durch die Reihen der Zuhörer lief ein beifälliges Murmeln. Na, das war ja schließlich selbstverständlich, bedurfte gar keiner Worte, und übrigens, die Sitzung hatte gerade schon lange genug gedauert, man war schließlich doch auch ein Mensch und wollte sein Mittagessen und seine Ruhe haben.

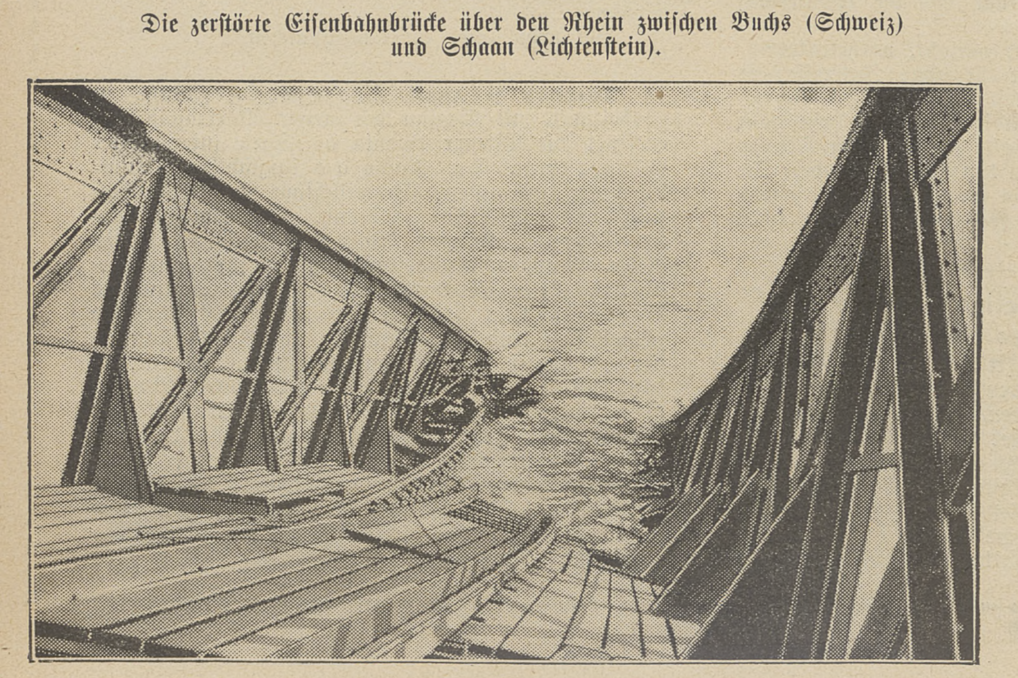
Da erhob sich zur Überraschung aller Dr.-Ing. Westermann. Die hohe, schlanke, elegant gekleidete Gestalt bebte vor Erregung, das vornehm geschnittene Diplomatengesicht war auffällig blaß, die Augen hinter den randlosen Kneifergläsern irrten suchend durch den Raum, und die schmalen, gepflegten Hände spielten nervös mit dem goldenen Crayon. Aber seine Stimme blieb beherrscht, der Ausdruck sachlich, wenngleich auch die große Erregung hier und da durchflackerte.

„Meine Herren! Leider bin ich nicht imstande, die Ansicht unseres hochverehrten Herrn Vorsitzenden gelten lassen zu können, ohne Bedenken schwerwiegender Art dagegen äußern zu müssen. In den beiden ersten Punkten gebe ich Herrn Kommerzienrat voll und ganz recht, Herr Hüglin ist als Erfinder des Luftfahrzeuges und des Luftmotors gewissermaßen ja prädestiniert für die bewußte Stellung, und als tüchtiger, arbeitsfroher Ingenieur bei der Louis-Ferdinand-Hütte mit Erfolg tätig gewesen, aber, was Herr Kommerzienrat, natürlich bona fide, über den Menschen Hüglin uns gesagt hat, deckt sich nicht mit den genauen und unzweideutigen Informationen, die mir erst in letzter Zeit aus einwandfreier Quelle zugegangen sind und auf Grund deren ich schon in Erwägung gezogen habe, den Vorstand der Hütte um Entlassung dieses Herrn Hüglin anzugehen. Mein Gewährsmann ist der Direktor der Southampton Compagny Works in Neuyork, ein Ingenieur namens Robinson. Nach dessen glaubwürdiger Aussage hat Herr Hüglin, der ebenfalls eine Zeit lang bei diesem Werke tätig war, bei Anstellung seiner Versuche in so gewissenloser Weise auch nur die allernotwendigsten Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen, daß in der Folge das Kesselhaus in die Luft flog und vier blühende Menschenleben zu beklagen waren. Das Gericht verurteilte ihn dieserhalb zu zwei Jahren Gefängnis, die er dann auch verbüßt hat. Für den Umfang und die Verantwortlichkeit seines Verschuldens mag es als Zeugnis gelten, daß kein einziges Werk im Staate als Monteur ihn anstellen wollte. Er ist dann, so hat mein Gewährsmann mir berichtet, landstreichend durch die Vereinigten Staaten gezogen und endlich als Schiffsheizer nach Australien gewandert. Von Australien kam er später, aller Mittel bar, zu uns, und, da ich ihn von der Hochschule her kannte, habe ich ihn damals dem Vorstand des Werkes empfohlen, obwohl er keinerlei Zeugnisse besaß. Schelten Sie mich dieserhalb nicht leichtsinnig, meine Herren, denn er gab mir, was ich unter diesen Verhältnissen als Ehrenmann verlangen mußte, sein Ehrenwort, daß nichts Belastendes, Unehrenhaftes gegen ihn vorliege. Daß dieses Ehrenwort eine dem Meineid gleichkommende Lüge ist, habe ich nicht für möglich gehalten. Es tut mir aufrichtig leid, eine derartig traurige Geschichte zu Ihrer Kenntnis zu bringen, aber, wie die Sachlage augenblicklich sich gestaltet hat, fühlte ich mich dazu im Gewissen verpflichtet!“ Aufatmend setzte er sich wieder, den Blick starr vor sich auf die weißen Notizbogen gerichtet.

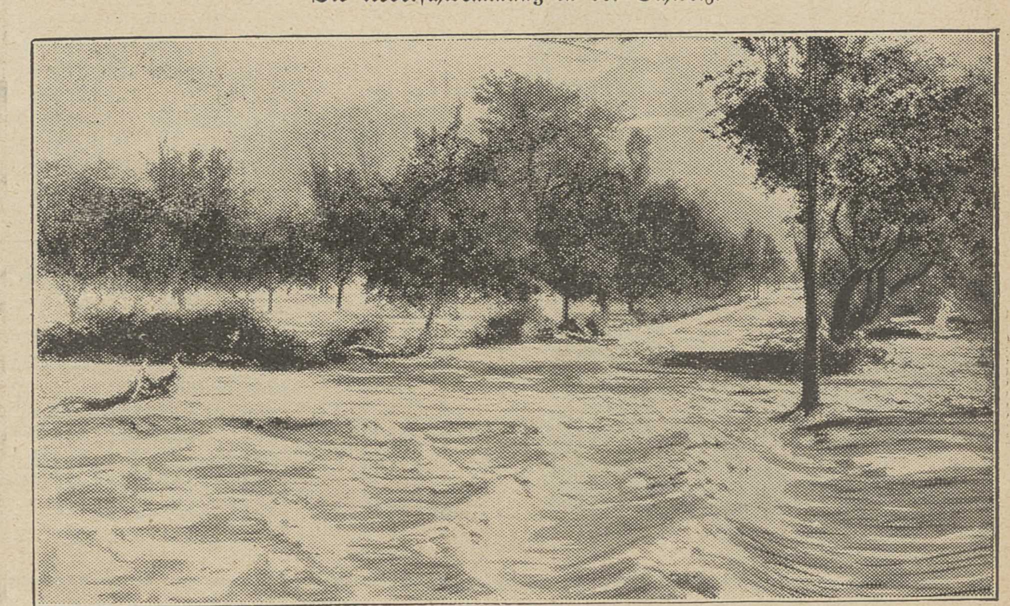
Im weiten Saal herrschte beklommenes Schweigen. Ein leises Unbehagen, ein fröstelndes Gefühl machte sich breit, Zweifel waren wach geworden; es sah aus, als ob jetzt noch, trotz gegebener Zustimmung, der ganze, großangelegte, weitsichtige Plan ins Wanken geraten sollte. Die Stimmungen schwankten hin und her.

Da erhob sich, bebend vor Entrüstung, Kommerzienrat Laband. Wie immer, wenn eine große Erregung ihn durchzitterte, kämmte er mit den gespreizten Fingern der Rechten den langen, weißen Bart. Eine Weile lang glitten die alten, klugen Augen über die Brille hinweg über die Versammelten. Dann sprach er, und durch die tiefe, bebende Greisenstimme klang eine seltene Schärfe und ein beißender Sarkasmus.

Die zerstörte Eisenbahnbrücke über den Rhein zwischen Buchs (Schweiz) und Schaan (Lichtenstein).



Die Ueberschwemmung in der Schweiz.



Der Rhein hat sich durch das Schaan-Tal ein neues Bett gebahnt und ungeheure Verwüstungen angerichtet.

„Meine Herren! Die Ausführungen des Herrn Direktors haben nicht nur in Ihnen, sie haben auch in mir lebhafte Überraschung hervorgerufen, nicht der angeführten Tatsachen halber, sondern lediglich des Umstandes wegen, daß der Herr Direktor von diesen Dingen bisher, wie er doch eigentlich pflichtgemäß gemußt hätte, dem Vorstand keinerlei Kenntnis hat zukommen lassen. Aber nichtsdestoweniger bin ich doch in der angenehmen Lage, diese meinem lieben Freunde Hüglin gemachten Unterstellungen, die der Herr Direktor hier soeben — wie ich bestimmt annehme, bona fide — wiedergegeben hat, in ihrem ganzen Umfange entkräften und den Beschuldigten vollständig entlasten zu können. Als ich soeben von dem ehrenwerten und warmherzigen Hüglin sprach, da handelte ich nicht bona fide — ein so alter Kaufmann wie ich, sagt gewöhnlich nur, was er positiv weiß —, sondern ich sagte so, weil ich dafür die einwandfreiesten Belege habe. Vielleicht hätte ich hinzufügen können: der schwergeprüfte, aber nie entmutigte Hüglin. Um nackte Tatsachen zu berichten: gewinnsüchtige, skrupellose Machenschaften smarter Yankees, zu denen der eben angeführte Mr. Robinson in erster Linie gehörte, haben Hüglin, den jungen, landesunkundigen Deutschen, nachdem seine Kraft in jeder Weise ausgebeutet worden war, auf die Anklagebank und ins Gefängnis gebracht. Zum Beweise dafür lasse ich das Zeugnis zirkulieren, welches, unterzeichnet von den bekanntesten und ehrenwertesten deutsch-amerikanischen Ingenieuren, mir vor einigen Tagen von dem Ihnen dem Namen nach rühmlichst bekannten Mr. Winter der Anglo-Germany-Association zugesandt wurde. Gleichzeitig kann ich Ihnen mitteilen, daß das schwebende Wiederaufnahmeverfahren voraussichtlich für unseren Hüglin eine glänzende Rehabilitierung bringen wird. Was nun unsere Kenntnis der Verhältnisse anbelangt, so darf ich gestehen, daß wir, das heißt der Vorstand, schon lange vor dem Herrn Direktor genau orientiert waren. Wir lassen uns zwar kein Ehrenwort geben, aber wir ziehen dafür sehr peinlich genaue Auskünfte ein. So auch in diesem Falle. Die Antworten auf unsere Anfragen lauten alle günstig. Ich lasse auch sie Ihnen vorlegen. Außerdem: Herr Hüglin hat in voller Würdigung seines Verhältnisses zu mir es für seine Pflicht gehalten, mir von seinem Unglück ganz offen und rückhaltlos Mitteilung zu machen. Alles das wird Ihnen voraussichtlich begreiflich machen, daß absolut nichts Ehrenrühriges sein Vorleben befleckt, und Sie werden mit mir der Ansicht sein, daß er Herrn Westermann das, ob mit Recht oder Unrecht abverlangte Ehrenwort — das zu entscheiden, soll hier nicht meine Sache sein — ruhig geben konnte.

Jedenfalls wird man ihm angesichts der pekunären Lage, er der er sich damals befand, als gerecht denkender Mensch die Honorigkeit nicht absprechen können. Und so schlage ich vor, geschlossen für die Wahl Hüglins einzutreten."

Die nun folgende Ballotage ergab einstimmige Annahme. Hans Westermann aber hatte zuvor ostentativ den Saal verlassen. — — —

Der Winter war mit Macht gekommen. In den Tälern des Rheinlandes fegte der Wind den Schnee zuhauf. Weiß überschneit ragten die sieben Berge ins Land, grämlich, verschlafen, als träumten sie von den fröhlichen Sommertagen, wo das heitere Völkchen der Bonner Studenten unten in Königswinter die vollen Humpen noch schwang, wo auf langohrigen Grautieren so manche blondlockige, weißgesichtige Tochter Albions, den unvermeidlichen Baedeker in der Hand, zur Drachenburg hinaufritt, wo die Wälder und Berge widerhallten vom frohen Gesang der wandernden Schuljugend und drüben vom grünen Strom brausend die Schiffskapellen der stolzen Vergnügungsdampfer lustige Weisen herüberschmetterten.

Aber jetzt schlief das alles süß und lind, von den schneeüberkrusteten Dächern der altertümlichen Häuschen angefangen bis zu dem auf weißem umnebelten Bergabhang des Petersberges sich dehnenden Kurhotel, bis zu den Wogen des Stromes dort unten, die in frostiger Erstarrung unter der Eisdecke sich träge und rollend dahinwälzten, Holland zu. Die Schiffsbrücken waren ausgefahren, die Schiffahrt eingestellt, das weite Land schlief.

Nur die Hütte, die kannte nicht Sommer noch Winter, kannte nicht Rast und Ruhe, die schlief nie. Da stand die Arbeit am Amboß, auf dem Laufkran, unter den Hochöfen und spuckte in die rußigen Fäuste und ächzte und stöhnte. Das klang wie dumpfes Grollen, fernes Gewitter, wie ein Wutschrei der bezwungenen Erde. Aber beängstigender als dieses ohrenbetäubende Gesause und Getöse, als dieses nervenötende Hämmern und Kreisen war das dumpfe Schweigen, mit dem diese schwere Arbeit getan wurde.

Fortsetzung folgt.

Alte Arbeitsmethoden.



Japanischer Farmer bei der Bewässerung seines Reisfeldes durch Treten eines Schöpfrades.



Hildesheim.

Es gibt im deutschen Land viele Orte, die einem das Herz höher schlagen lassen, wenn man sie durchwandert und weiß, daß dies Stückchen Erde Heimatland ist. Solch ein Städtchen ist auch Hildesheim. Es liegt in einer der anmutigsten Gegenden Deutschlands, nicht weit vom Fuße des Oberharzes. Dort oben, bei Klaustal, entspringt auch das kleine Flüßchen, die Innerste, an deren Laufe Hildesheim liegt. Der uralte Ort macht einen ganz besonders warmen und freundlichen Eindruck. Nicht wenig trägt dazu bei, daß die Stadtgemeinde andauernd bestrebt ist, die schönen, altertümlichen Gebäude zu erhalten. Bei jeder Wiederkehr freut man sich darüber und hat stets ein anderes Bild. Das Innere der Stadt enthält viele enge, winklige Straßen. Dicht beieinander stehen die alten Häuser, deren obere Stockwerke überragen und mit reichem Schnitzwerk verziert sind. Durch die Neubemalung kommen gerade diese alten Holzschnitzereien besonders zur Geltung. Im Innern der Stadt liegt der Marktplatz. Er bietet ein besonders schönes Stadtbild alter Architektur. Ein Blick auf das Bild zu diesen Zeilen, und ein jeder muß ahnen, daß es sich fürwahr lohnen wird, auch diese alte Stadt kennen zu lernen. Das Knochenhaueramtshaus, 1524 erbaut, war das der Fleischergilde. Vor Jahren wurde es von der Stadt angekauft. Im oberen Stockwerk sind die Räume im alten Stil erhalten, ein richtiges Heimatmuseum. Sehenswert ist der alte Gildensaal. Im unteren Stockwerk sind Verkaufsräume der Kunstschule für kunstgewerbliche Sachen. Die Hildesheimer Bürger haben stets viel Sinn für Kunstgewerbe gezeigt. Sie sind immer bedacht gewesen, ihre Kunstschätze zu hüten und zu erhalten. Der große Silberfund, die vollständige Ausrüstung des Tafelgeschirrs eines alten Römers, der 1868 am Galgenberg bei Hildesheim gefunden wurde, ist allerdings im Berliner Museum. Erwähnenswert am Marktplatz sind noch das alte Rathaus und das Wedekindhaus. Auffallend für das kleine Städtchen sind die vielen alten Kirchen. An der Spitze steht der Dom im romanischen Stil. Der Grundbau stammt aus dem 11. Jahrhundert, hat aber manche Veränderung erfahren. Der Außenbau des Domes ist unansehnlich, dagegen sind die alten Kreuzgänge, die zum Domfriedhof führen, wunderschön. An der Außenseite der Grabkapelle des Domes breitet der berühmte 1000jährige Rosenstock seine Zweige aus. Von den Kirchen sei noch die Michaeliskirche genannt, die die Gebeine des Bischofs Bernward birgt. Dieser Mann hat mit seinem Sinn für Kunst viel für die Pflege Hildesheims getan und ist stets erfolgreich bei äußeren Fehden für die Rechte des Bistums eingetreten. Als ausübender Künstler hat er großen Anteil am Aufblühen der Architektur und Bildnerei. Zwei schöne Leuchter aus seiner Werkstatt sind in der Magdalenenkirche, und ein besonders schönes Kunstwerk aus seiner Hand ist die eherne Christussäule auf dem Domplatz. Nicht nur das Innere der Stadt ist reizvoll, ein Gang um Hildesheim nicht minder. Die alten Wälle sind z. T. in schöne Anlagen umgewandelt. Hin und wieder erinnert altes Gemäuer an die Befestigung. Eine Sage umwebt den Wachtturm, der den eignen Namen Kehrwiederturm trägt. Das Läuten seines Glöckleins, hat ein verirrtes Mägdelein den Weg zurückfinden lassen. Ein Denkmal im Stadtinnern, ein lauschendes Mädchen, erinnert an die Geschichte. In kurzen Worten viel Schönes zu schildern, ist schwer. Drum, wer wandern kann und darf, der schaue zu, auch diese kleine Stadt unseres schönen, deutschen Vaterlandes kennenzulernen.

Hilde Kraushaar.



Lindau im Bodensee.

Ein Kinderbuchvers geht mir immer durch den Sinn, wenn ich an Lindau denke: „Lindau liegt im Bodensee, wer's nicht glaubt, geh hin und seh!". Ja, er gehe hin und sehe: es liegt tatsächlich im Bodensee, mit dem Festland nur durch eine Brücke verbunden.

Trotzig ragen, wenn man mit dem Dampfer von Friedrichshafen kommt, die dunklen Mauern, die alte, geruhige Stadt schützend. So sicher steht sie da, so betont, wie ein Akkord in der bewegten Melodie des Sees. Hell gegen den blauen Himmel hebt sich der Löwe, das alte Wahrzeichen, am Eingang des Hafens ab, die Fenster des Leuchtturms blinken im Sonnenschein, grün lagert sich die Uferpromenade vor den dicht nebeneinandergelegenen Hotels.

Es ist ein eigenes, schönes, geruhiges Gefühl, durch die alte Stadt zu spazieren. Durch die Gassen mit Erkern und hohen Giebeln an den Patrizierhäusern; über die stillen, grünschattigen Plätze, durch die Arkaden mit ihren gemütlichen Läden, am Rathaus vorbei oder dem in einer ehemaligen Kirche untergebrachten Theater — niemals kann man sich hier verlaufen, man läuft ins Blaue hinein und kommt irgendwo und immer wieder an den See. Plötzlich öffnet sich eine Gasse, steht man vor einem lichtübergossenen Platz, Bäume ragen in blauen Himmel und dahinter, zwischendurch schimmert silbern der See.

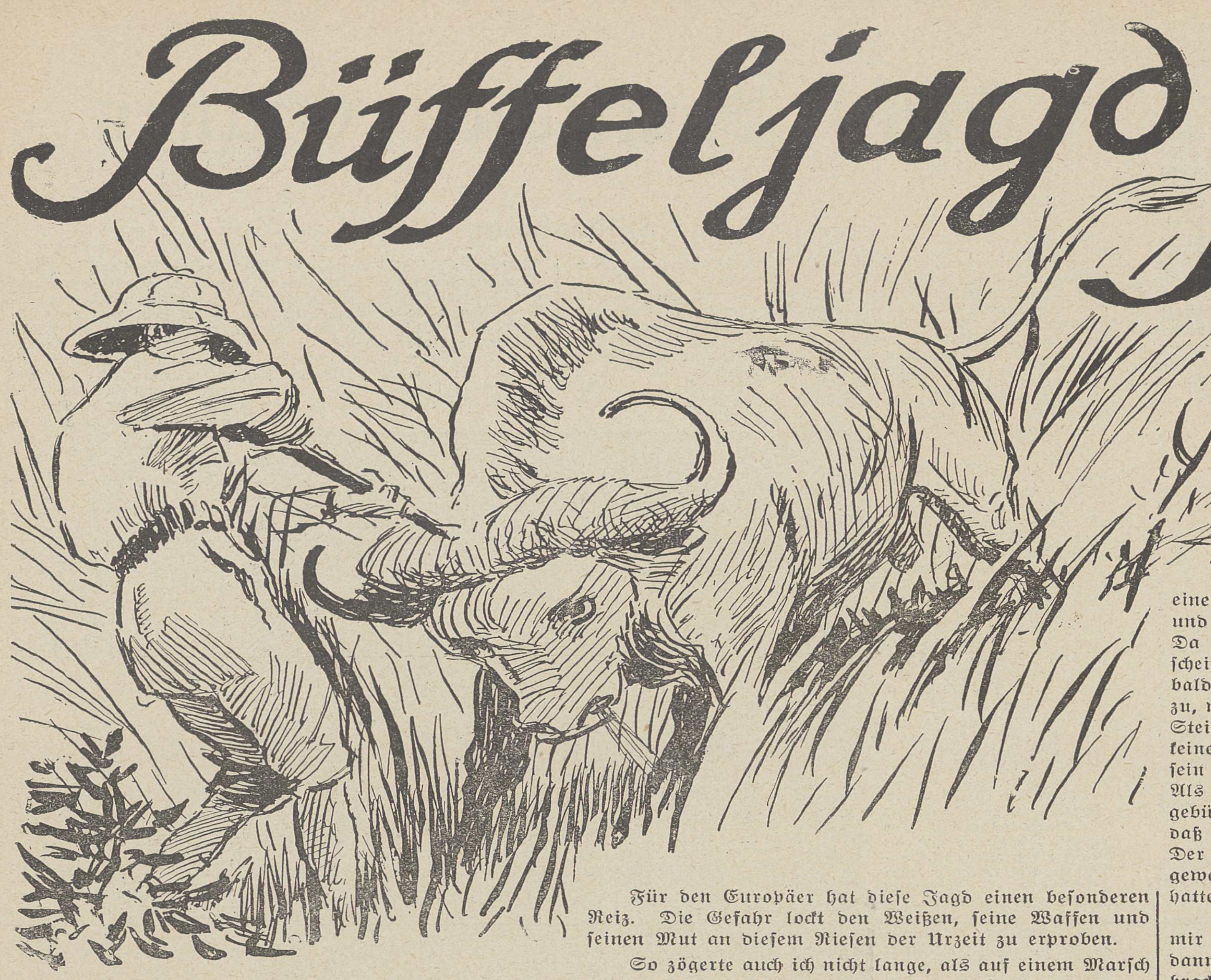
Eine eigene Atmosphäre herrscht hier, Seeluft und Altertum sozusagen, herb und lieblich zugleich; von der ersten Stunde an fühlt man sich vertraut und heimisch.

Schön ist es im sinkenden Abend um die Stadt zu gehen. Durch die Anlagen bei der Brücke, den grünen Mauerweg am See entlang, mit seinen kanzelartigen Ausblickstellen, vorbei am Bahnhof nach dem Hafen, der gerade am Abend die stärkste Anziehungskraft ausübt. Hier liegen die Dampfer nach Friedrichshafen und Konstanz, nach der Schweiz und dem einzigen Hafen, der Österreich geblieben ist: Bregenz. Und viele kleine Boote wiegen sich auf den Wellen, Segler fahren weiß und stolz vorüber. Vom Molo aus genießt man den schönsten Blick über den See und die bergumsäumte Bucht. In allen Farben, grün, dunkelgrün, blau, violett spielt das Wasser, rosaüberhaucht stehen die Berge, in sattem Grün ruhen die Matten. Und wenn die Sonne verschwindet und die Berge plötzlich so kühl und ernst in einen klarblauen Abendhimmel ragen, wenn das Wasser des Sees blau und grün wellt, beginnen auf österreichischer und Schweizer Seite da und dort Lichter zu erglühen, große und kleine, unten im Tal erst, dann höher und höher bis zur einsamsten Hütte und tausendfach spiegeln sie sich wieder, funkelnder und strahlender am weiten Himmelszelt.

Hans Fredersdorff.



Büffeljagd im Sudan.



Das wehrhafteste Wild Afrikas, das weidwund sich in jedem Falle gegen den Jäger wendet, ist nach Ansicht aller erfahrenen Afrikaner der Wildbüffel. Unglaublich zäh und kampflustig, gewandt und stark, verteidigt das Tier noch mit vielen Schüssen im Leibe sein Leben bis aufs äußerste.

Heiß brennt die unbarmherzige Tropensonne über der dampfenden Steppe. Kein Laut ist hörbar, selbst das muntere Gurren der Lachtauben ist verstummt, alle lebenden Wesen sind zur Ruhe gegangen, liegen schweratmend im Schatten der Steppenbäume. Sie beugen sich vor der Allmacht des mächtigen Sonnengottes, der mit senkrechten Strahlen die Mittagsstunde verkündet.

In großen Herden liegen die Büffel um die Mittagszeit dicht aneinandergedrängt im hohen Schilfgrase oder im Schatten der Ränder des Buschwaldes. Ihre Lagerplätze sind für das kundige Auge schon von weitem durch die große Zahl der über ihnen schwärmenden Reiher zu erkennen, die von ihnen unzertrennlich sind. Diese Gemeinschaft kommt beiden Teilen zugute. Die Vögel nähren sich von den zahlreichen Fliegen, die sich auf der Haut der Büffel tummeln, und dienen diesen dafür als Aufpasser, als treue Schildwachen gegen die mächtigen und so überaus zahlreichen Feinde ihrer Gastgeber. Wenn Gefahr naht, fliegt der ganze Schwarm auf, der Leitbulle wird aufmerksam und im nächsten Augenblick stiebt die ganze Herde in wilder Flucht auf und davon. Donnernd schlagen die schweren Hufe den trockenen Boden, ein Geräusch, das meilenweit zu hören ist. In einen dichten Haufen geballt, eingehüllt in eine dicke Staubwolke saust die ungeheure Masse der Tiere dahin wie eine Schnellzuglokomotive. Der Leitbulle an der Spitze führt die Herde geschickt in die nächste Deckung, ein Flußtal, eine Bodensenkung oder in undurchdringliches Bambusdickicht.

Nicht so furchtsam ist der Büffel als „Einzelgänger“ so nennt man die alten Bullen, die von der Herde abgeschlagen ein einsames Leben führen. Schaum vor dem Maule, rennt er in schlechter Laune umher und stürzt sich sofort auf jedes lebende Wesen, das ihm in den Weg kommt, nimmt in blinder Wut alles auf seine Hörner, was sich ihm entgegenstellt, und wirft die Beute mit federnder Bewegung seines mächtigen Kopfes in hohem Bogen durch die Luft, daß sie als blutige Masse vor seine Füße fällt; mit trampelnden Hufen vollendet er dann sein Zerstörungswerk.

Der Einzelgänger hat kein Tier zu fürchten, er nimmt es gleichzeitig mit mehreren Löwen auf. Es ist häufig beobachtet worden, wie er die ihn anspringenden Riesenkatzen blutig abwies; der Leopard geht ihm scheu und respektvoll in großem Bogen aus dem Wege. Schon manche friedlich ihres Weges ziehende Karawane wurde von solchem Einzelgänger überrascht und sofort wütend angegriffen. Die Eingeborenen gingen ihm dann mit ihren Speeren tapfer zuleibe und wurden oft Opfer des wütenden Tieres, das sich bis zum letzten Atemzug verteidigte.

Für den Europäer hat diese Jagd einen besonderen Reiz. Die Gefahr lockt den Weißen, seine Waffen und seinen Mut an diesem Riesen der Urzeit zu erproben.

So zögerte auch ich nicht lange, als auf einem Marsch die ersten Büffelspuren auftauchten, tiefe wie in den Boden eingerammte Löcher, und brach mit einem kleinen Teil meiner Leute auf, um die Tiere an ihrem Standorte,



einem einen Tagesmarsch entfernten Hochplateau, aufzusuchen.

Als wir unser Ziel fast erreicht hatten, brach nach kurzer Dämmerung die Nacht herein und ich beschloß, in einem schmalen Flußtal zu lagern und gleich am nächsten Morgen eine Frühpirsch zu machen.

In aller Frühe trieb mich die Kälte aus dem Feldbett, da wir nur 10 Grad Celsius hatten. Draußen saß schon meine kleine Gesellschaft am mächtigen Feuer. Lachend und schnatternd erzählten sich Boys und Gewehrträger lustige und gefährliche Jagdgeschichten, machten sich weidlich über ihren weißen Herrn und seine Eigenheiten lustig, imitierten voll Übermut seinen Gang und seine Sprache, kurz, sie amüsierten sich harmlos wie große Kinder. Ich hockte mich dazu, bis mir der Boy ein Glas Tee gebraut hatte.

Ich hatte mir drei landeskundige eingeborene Jäger als Führer mitgenommen und brach mit diesen auf. Das „Ganz nahe“ der Leute war wie gewöhnlich eine ganz gute Entfernung. Nach drei Stunden fanden wir den letzten Äsungsplatz der Herde. Vorsichtig pirschten wir eine halbe Stunde, als einer unserer schwarzen Jäger auf eine etwa fünfhundert Meter entfernte Berglehne wies, und richtig, dort trottete ein Büffel durchs hohe Gras. Da hatten wir schon einen mächtigen Burschen, anscheinend einen Einzelgänger, vor uns. Er verschwand bald wieder im Gras und wir liefen schnell auf die Stelle zu, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten, was bei der starken Steigung keine Kleinigkeit war. Als wir ankamen, war keine Spur von dem alten Herrn mehr zu erblicken, aber sein Weg war in dem feuchten Gras genau zu erkennen. Als wir nun der Spur folgend in ein kleines Bambusgebüsch kamen, verlor sie sich unter anderen, ein Zeichen, daß sich der Bulle wieder zur Herde geschlagen hatte. Der vermeintliche Einzelgänger war wohl ein Leitbulle gewesen, der erst probeweise das Gelände erkundet hatte.

Als wir nun das Gehölz erreicht hatten, überließen mir meine Leute gar zu gern den Vortritt. Und als dann erst die Büffel erschreckt auf der anderen Seite ausbrachen, waren sie im Nu im dichten Gebüsch verschwunden. Mamadhu, der mein zweites Gewehr trug, hatte sich auf einem dicken Baum in Sicherheit gebracht. Inzwischen hatte ich bemerkt, daß sich ein alter Bulle wieder abgesondert hatte und in ein nahes Gehölz gewechselt war. Diesen nahm ich mir nun allein aufs Korn und suchte ihn seitlich anzupirschen. Ich ging langsam schußfertig vor und hatte das Tier ganz aus den Augen verloren, als sich vor mir plötzlich das Gras teilte und ich auf einer Lichtung auf 50 Meter vor dem Büffel stand. Also Feuer! Das Tier brach in die Knie, war aber sofort wieder hoch und stürmte mit zum Stoße gesenktem Horn auf mich los. Mein zweiter Schuß traf nur den Hals, doch gelang es mir, im letzten Moment, zur Seite zu springen und einen tödlichen Schuß in das Gehirn anzubringen; röchelnd brach der Büffel vor meinen Füßen zusammen. Nun tauchten auch meine Begleiter wieder auf, stiegen von ihren Bäumen und aus ihren Verstecken, um einen wilden Freudentanz um den toten Büffel aufzuführen und ihn mit ihren Speeren und Messern zu zerfleischen.

Text und Zeichnungen von F. Nansen.

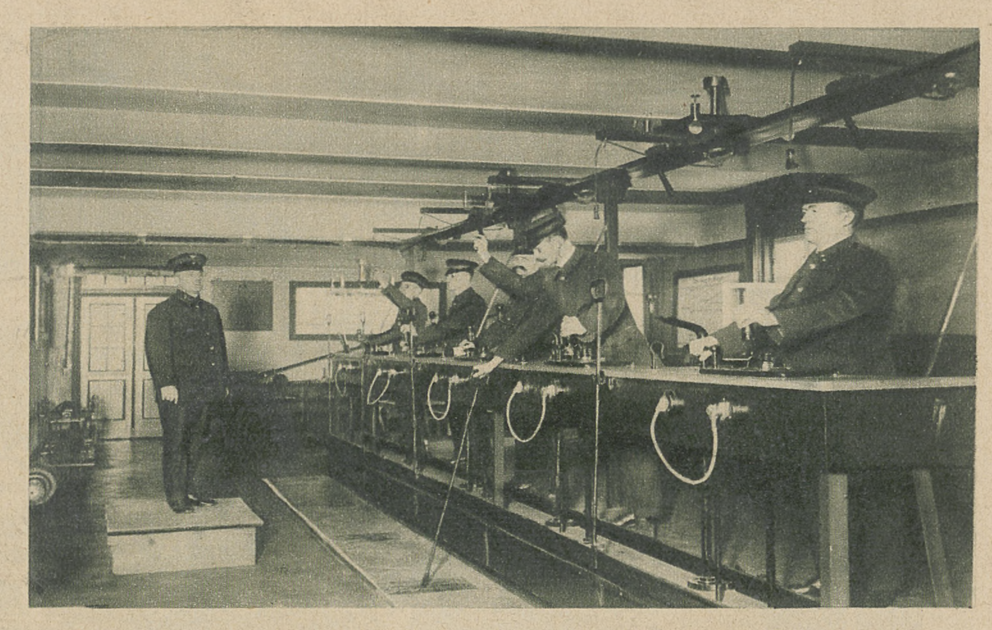


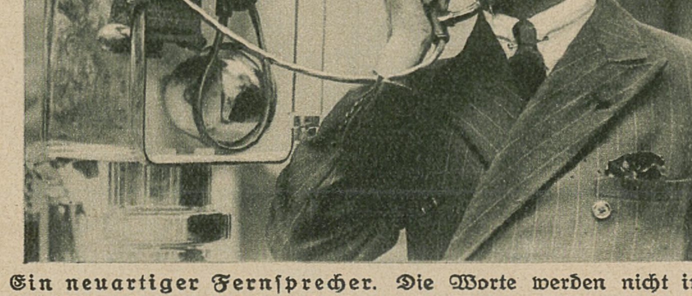
Die Seite der Technik

← In der „Prüfstelle für den deutschen Luftverkehr“ der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin-Adlershof. Jedes Flugzeug wird hier vor der Freigabe für den Luftverkehr in allen seinen Teilen sorgfältig geprüft. — Die Arbeit in dem großen Luftschraubenprüfstand
Transeuropa-Preß

☆

→ Der Prüfungs- und Unterrichtsraum für Wagenführer der Städtischen Straßenbahn
Schirner





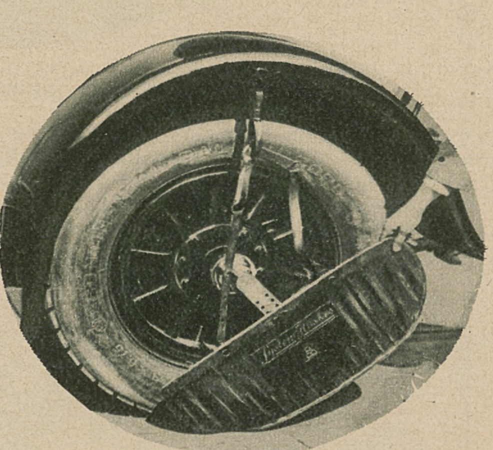
Ein neuartiger Fernsprecher. Die Worte werden nicht in ein Mikrophon gesprochen, sondern ein Apparat, den man an den Hals preßt, gibt das Gesprochene durch mechanische Wellen weiter, die in Klang verwandelt werden. Der neue Apparat ist besonders geeignet bei Ferngesprächen in lärmerfüllten Räumen, weil die übrigen Geräusche aus dem Raum nicht weitergegeben werden
Schirner

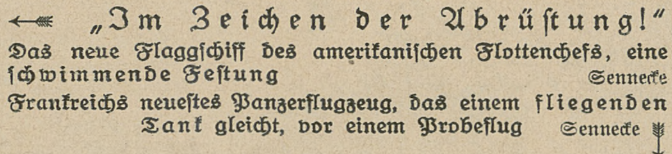


Eine neue Asbestausrüstung für die amerikanische Feuerwehr. Der Anzug, der auch mit einem besonderen Schirm für die Augen versehen ist, befähigt den Mann, mitten in das Feuer hineinzugehen Atlantic



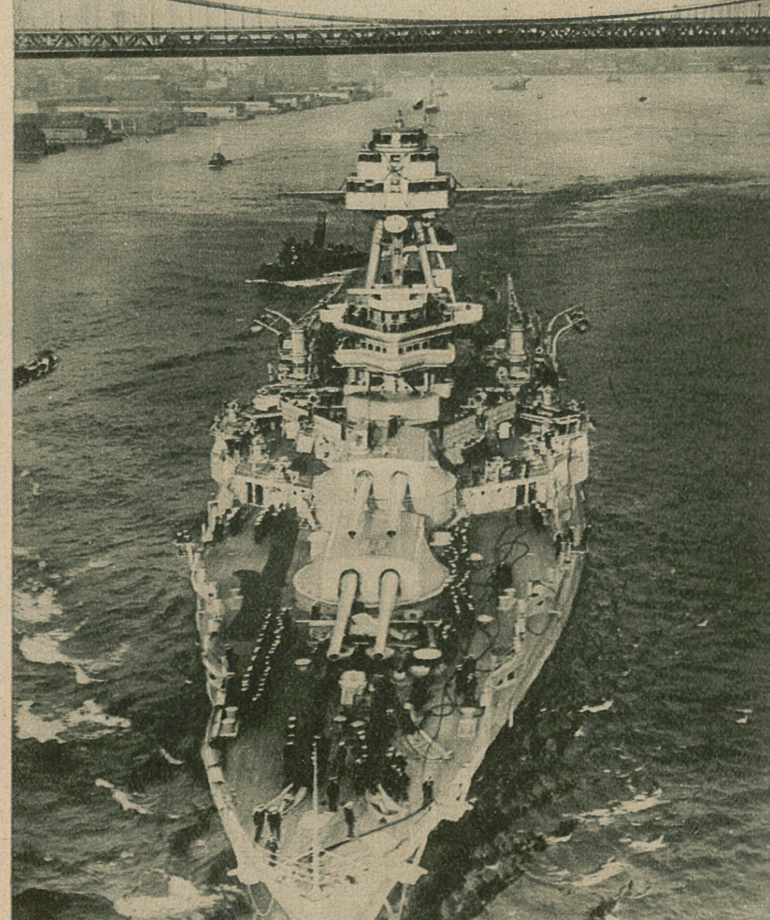
↑ Gummi aus Kaktus. Zahlreiche Kaktusarten sollen nach den neuesten Entdeckungen bei geeigneter Behandlung einen guten Gummi liefern
Scherl

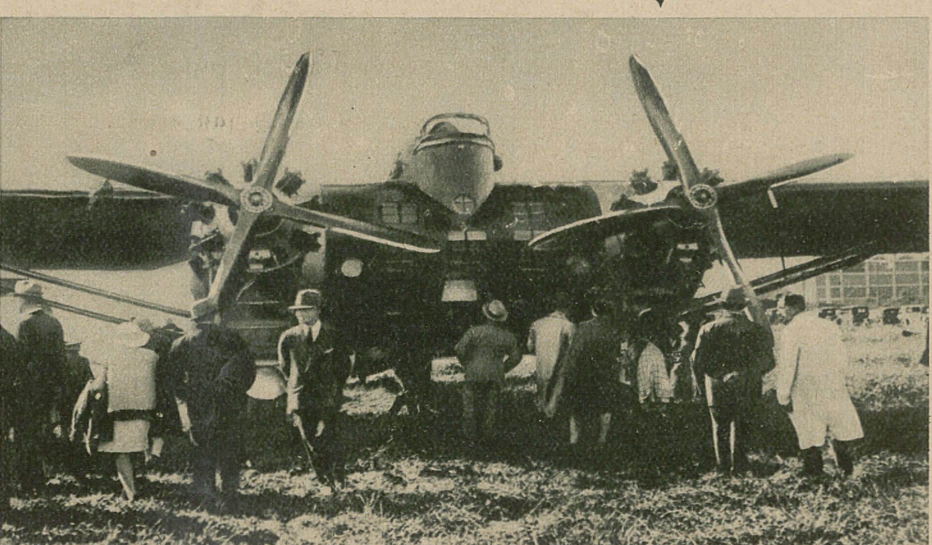




← „Im Zeichen der Abrüstung!“
Das neue Flaggschiff des amerikanischen Flottenchefs, eine schwimmende Festung
Sennecke

Frankreichs neuestes Panzerflugzeug, das einem fliegenden Tank gleicht, vor einem Probeflug Sennecke ↓





↑ Eine neue Spritzschutzvorrichtung für Automobile, die bereits in Japan durch Gesetz eingeführt ist, soll nun auch in Deutschland versuchsweise verwendet werden
Welt-Photo



Die Welt am Sonntag.

Von deutschem Weinbau und der Weinlese

Sonderbericht für unsere Beilage von Carl Wilhelm Schoepke



Die geernteten Trauben werden bereits auf dem Weinberg gemahlen, in Fässer gefüllt und nach den Keltereien befördert

Beim Küssen zwei, beim Trinken drei,
Beim Singen vier, das lob ich mir.

Keine Pflanze des Erdbodens hat seit den ältesten Zeiten bis zu unseren Tagen in der Kultur der Völker eine solche Bedeutung gehabt wie die traubentragende und weinspendende Rebe. Eigenartig ist die Gestalt des Weinstocks, merkwürdig sind seine Geschicke im Laufe der Geschichte. Von keiner anderen Pflanze erreicht an Güte und Vortrefflichkeit ist der Saft, mit dem er den Menschen erquickt und erfreut und zahllos sind die Lieder und Gesänge, die zu seinem Preis und Lob unter fast allen Völkern erklingen und die wie freundliche Arabesken die Prosa und die Poesie ihrer Literatur umranken.

Der Weinstock strebt nicht glatt und gerade in die Höhe wie das Tannenreis, und wenig gleicht er in seinem Bau und seiner Art anderem Gesträuche seiner Größe. Schaut ihn an, den kräftigen, durch tief in den Boden gehende Wurzeln gefestigten, krummen, knotigen Stamm mit seinem verschlungenen Gezweige, das ihn geeignet macht, unendliche Erntefülle zu tragen, mit den drei- und fünfzackigen Blättern, mit den zahlreichen Ranken, auf denen die schlichten Formen der Blüte ruhen. Prunklos und bescheiden sind sie, aber sie verbreiten einen köstlichen Duft und prachtvoll glühen die saftstrotzenden Trauben. Ein unbeschreiblicher Adel umschwebt den Weinstock; schön und poetisch erscheint er von der Wurzel bis zur höchsten Ranke.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war man der Meinung, daß die Weinrebe erst in Verbindung mit der Kultur des Weinbaues aus ihrer „eigentlichen" Heimat, den Ländern südlich des Kaspischen Meeres zu uns, d. h. in Gebiete des heutigen Deutschlands gelangt sei. Inzwischen sind wir durch Fundstücke aus der Tertiär- und der Pfahlbautenzeit darüber belehrt worden, daß die Rebe in Deutschland um Jahrtausende älter ist, als die etwa 200 Jahre nach Christum uns überlieferte Wissenschaft und Fertigkeit des künstlichen Rebenbaues. Die Kultur des künstlichen Anbaues der Weinrebe reicht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück. Sie wurde seit den ältesten Zeiten mit Eifer im Orient betrieben. Im alten und im neuen Testament ist sie bekannt. Wenn der Prophet Jesaias davon spricht, daß ein Weinberg umzäunt und mit Steinhaufen geschützt, daß man edele Reben in den Boden senkt und in einem Turm eine Kelter anbringt, wenn Jesus in einem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge redet, so sind dies Beweise, daß der Weinbau im Orient etwas ganz Volkstümliches war. Von welchem Volke der Weinbau zuerst planmäßig betrieben wurde, können wir nicht mehr bestimmt feststellen. Die früh entwickelte Kultur Ägyptens zeigt uns die ersten Spuren. Tausende von Stellen griechischer und römischer Schriftsteller berichten von der Rebe. Homer erwähnt den Wein unzählige Male; Horaz, Virgil, Plinius preisen ihn und so nach ihnen zahllose Schriftsteller bis zu unseren Tagen. Brot, Wein und Kleider gibt Kalypso dem scheidenden Odysseus auf die Reise mit. Der Schild des Achilles stellt eine Weinlese dar. Von den Zimbern wird erzählt, daß sie des Weines halber die Alpen überschritten hätten, und Livius sowie Plinius berichten, der Wein habe die Gallier nach Italien gelockt. Die höchste Weihe aber verlieh dem Weine Jesus Christus, indem er ihn würdigte, sein für die Menschheit vergossenes Blut sinnbildlich darzustellen.



Winzerinnen beim Traubenlesen in der Gegend von Deidesheim

Von Griechenland durchzieht die Kultur der Rebe Italien und Spanien und kommt nach Frankreich, wohl mit den Phokäern um 600 v. Chr. und nach Deutschland, wo wir den Weinbau schon im Anfang unserer Zeitrechnung erwähnt finden. Zur Römerzeit wurde er an der Nahe eifrig betrieben und im 4. Jahrhundert stand er an der Mosel in voller Blüte. Was den Weinbau am Rhein anbelangt, so haben wir zwar keine Nachrichten über seine ersten Anfänge, aber wir können mit Sicherheit annehmen, daß er zur Zeit der Merovinger bereits betrieben wurde, also um das Jahr 600. Karl der Große fand die rebenbedeckten Abhänge der mittelrheinischen Berge vor und tat viel für die gedeihliche Entwicklung des rheinischen Weinbaues. Durch Domitians Verbot fast zwei Jahrhunderte lang sehr gehemmt, hart geschädigt durch die Wirren der Völkerwanderung, blühte der deutsche Weinbau mit der fränkischen Zeit rasch wieder auf und verbreitete sich im Laufe der Jahrhunderte immer weiter. Neue Hemmnisse treten dem deutschen Weinbau wieder im 16. Jahrhundert entgegen durch den Bauernaufstand, im 17. durch den 30 jährigen Krieg, der viel Rebenland brach legte, das man später mit dem Pflug durchzog, um den notwendigen Getreidebau zu heben. Auch in den Kriegszeiten des folgenden sowie des Anfangs des 19. Jahrhunderts hatte der Weinbau schwer zu leiden. Ein jeder Monat des Jahres stellt dem Winzer zahlreiche, zum Teil recht beschwerliche Aufgaben. Die Natur aber leiht ihm hierbei mächtige Hilfe. Günstiger als unsere rheinischen und süddeutschen Rebengelände kann kaum ein Weingebiet liegen. Die Mittagssonne bescheint es, hohe gewaltige Gebirgszüge schützen es vor rauhen Winden. Der südwestdeutsche Schieferboden, der ein Haupterfordernis für das Gedeihen des Weinstockes ist, saugt die Sonnenstrahlen ein, die ihn erhitzen und Feuer und Kraft in die Trauben senden. Den Sonnenstrahlen möglichst viel Zugang zu dem Weinstock zu verschaffen, ist das unausgesetzte Bestreben des Winzers; daher das unermüdliche Lockern des Bodens das ganze Jahr hindurch, damit die Wurzeln von der Sonne erwärmt werden, daher im Herbst bei Überfülle des Blätterwerks das Lauben, das heißt die über den Trauben hängenden Blätter werden zum Teil abgeschnitten, wiederum, damit die Sonnenstrahlen besser auf die Trauben einwirken können. Auch hat man durch Aufführung von Terrassen und Schutzmauern eine bessere Sonnenbestrahlung zu erzielen gewußt. Der Wein ist ein Sonnenkind!





Ein Weinbergwächter am Rhein. Diese Feldhüter sind mit Pistolen ausgerüstet, um durch Schreckschüsse die Stare und Sperlinge aus den Weinbergen vertreiben zu können

Weinberge sind gegen die Unbilden der Witterung sehr empfindlich. Ein Übermaß von Hitze und Trockenheit kann ihnen ebenso nachteilig werden als ein solches von Nässe und Kälte. Daher pflegt man sprichwörtlich zu sagen: Ein gutes Weinjahr braucht zwölf gute Monate; der wichtigste aber ist der Juni, der Blütemonat.

Nicht behaglich, wie der Landmann, schreitet der Weinbauer auf seinem Boden dahin, sondern steile Höhen muß er erklimmen, oft auf schlüpfrigem Boden, das Weinbergswerkzeug in der Hand und auf dem Rücken den Korb, der beim Aufstieg mit Dünger, bei der Rückkehr mit ausgejätetem Unkraut gefüllt ist. Dies sollten wir bedenken, wenn der edle Trunk der Rebe vor uns in den Gläsern funkelt. Goethe, dessen scharfer Beobachtung nichts entging, sagt an einer Stelle in Wilhelm Meisters Lehrjahren: „Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des Winzers hinunter."



Der Winzer sammelt die von den Winzerinnen geschnittenen Trauben in seine Butte

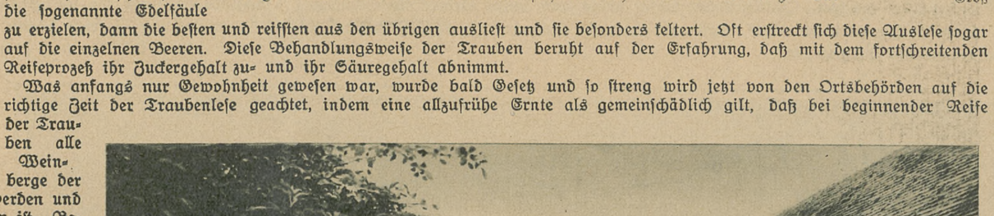
Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, die Tätigkeit des Winzers von Monat zu Monat zu verfolgen. Betrachten wir nur die eine, die Lese, deren historische Entwicklung von besonderem Interesse ist. Sie hat in bezug auf Zeit und Methode seit etwa hundert Jahren in Deutschland einen völligen Umschwung erlitten und die Qualität der Weine zu einer nie gekannten Höhe gesteigert: daher rühren die weltberühmten Auslesweine. Die Auslese verlangt, daß man die Traubenernte auf einen möglichst späten Zeitpunkt hinausschiebt, um die sogenannte Edelfäule zu erzielen, dann die besten und reifsten aus den übrigen ausliest und sie besonders keltert. Oft erstreckt sich diese Auslese sogar auf die einzelnen Beeren. Diese Behandlungsweise der Trauben beruht auf der Erfahrung, daß mit dem fortschreitenden Reifeprozeß ihr Zuckergehalt zu- und ihr Säuregehalt abnimmt.



Weinernte im Neckartal

Löhrich





Abschluß der Weinernte. Die Winzerinnen schmücken ein Tannenbäumchen, Pferd und Wagen mit bunten Bändern und fahren nach beendeter Ernte zu Tal

Groß

Was anfangs nur Gewohnheit gewesen war, wurde bald Gesetz und so streng wird jetzt von den Ortsbehörden auf die richtige Zeit der Traubenlese geachtet, indem eine allzufrühe Ernte als gemeinschädlich gilt, daß bei beginnender Reife der Trauben alle Weinberge der einzelnen Gemarkungen amtlich geschlossen werden und sogar dem Eigentümer ihr Betreten verboten ist. Besondere Wächter passen auf, daß dies Verbot nicht übertreten wird. Gleichzeitig sind sie mit Pistolen ausgerüstet und vertreiben durch deren Abschuß ungebetene Gäste wie Stare und Sperlinge. Der Beginn der Traubenlese wird durch Gemeindebeschluß festgesetzt. Jeder Weingutsbesitzer kann indessen die Lese soweit hinausschieben, als es ihm gut dünkt. Die Hauptlesezeit ist von Ende September bis Ende Oktober, doch kommt es vor, daß erst im Dezember dazu geschritten wird.

Zur Weinlese werden alle verfügbaren Arbeitskräfte herangezogen. Während Frauen, Mädchen und Kinder das Abschneiden der Trauben vornehmen, verrichten die Männer die schwereren Arbeiten, wie das Wegtragen der mit Trauben gefüllten Bütten, in die die Winzerinnen die geernteten Trauben schütten, Mahlen der Trauben und Abfüllen des Mostes in Fässer.

Nachdem die zur Lese bestimmten Trauben in Körben oder Eimern nach der Traubenmühle gebracht und durchgemahlen sind, wird die nunmehrige „Maische" in großen Bottichen gesammelt und zur Kelter gebracht.

Am Ende der Weinlese findet, ähnlich wie beim Erntefest, eine fröhliche Feier statt, bei der sich alle an der Lese Beteiligten zu frohem Tun zusammenfinden. Bei der heiteren Sinnesart der weinbauenden Bevölkerung geht es bei derartigen Winzerfesten recht lustig zu. In manchen Gegenden ist es sogar üblich, große kostümierte Umzüge mit Erntewagen usw. zu veranstalten, wobei auch des Gottes des Weines, „Bachus", in origineller Weise gedacht wird.



Ein pfälzisches Bauernhaus mit dem alten kunstgerecht gezogenen Weinstock vor den Fenstern



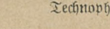


Trauben vom deutschen Rhein

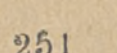
Sechs Aufnahmen G. Haeckel



Der „Heurige" wird probiert



Technophot



Was meinen Sie — welche ist die glücklichste Ehe?

Von Ulrich von Uechtritz

Vor einiger Zeit — meine sehr verehrten Damen — stellte ich an Sie schon einmal eine Frage: „Was meinen Sie — jung oder alt?“ Und viele liebenswerte Antworten wurden mir zuteil, von denen einige auch an dieser Stelle zum Abdruck kamen.

Heute möchte ich Ihnen nun eine erneute Frage vorlegen.

Wenn man in der großen Stadt lebt, umhupt von Autos, umklingelt von Straßenbahnen, umblitzt von sinnloser Lichtreklame und umtöst von dem übrigen Gedröhne der Großstadt, dann springen einem von früh bis spät die tausend Dinge des Tages mit ihrer wilden Buntheit an und alle kreischen: „Beachte mich — erlebe mich!“ — Und doch hat der Mensch nur eine begrenzte Erlebensfähigkeit.

Wohl dem, der aus dem Strauß des Lebens, den jeder Tag jedem entgegenhält, einzelne Blüten pflückt und sie erlebt bis auf den Grund. Die Großstadt aber wirft ganze Bündel solcher Sträuße auf ihre Kinder nieder. „Werdet fertig damit!“ ruft sie im Weiterrasen.

Da ich aber eine etwas besinnliche Veranlagung habe, so rette ich mir an jedem Tage aus dem allzuvielen Erlebenmüssen eine kurze Viertelstunde, in der ich mir ganz allein gehöre, Probleme zu lösen versuche und — — eigentlich wollte ich etwas anderes sagen, — aber Sie haben vollkommen recht, mein allerliebster Backfisch mit dem etwas weißen Nasenspitzchen — in der ich manchmal sogar ganz einfach — „döse“.

Neulich kam mir in „meiner Viertelstunde“ ein in die Tiefe schürfender Gedanke über meine drei Freunde.

Ich habe nämlich drei verheiratete Freunde — sie heißen: Egon, Willibald und Hanns; nein, es ist kein Druckfehler, Hanns mit nn, mein Freund Hanns legt sogar großen Wert darauf, daß man seinen Namen mit nn schreibt, weil er ihn von Johannes ableitet; und als ich ihn einmal fragte, warum er sich nicht lieber Jo abkürze — — aber das gehört nicht hierher.

Also Egon, Willibald und Hanns leben alle drei in ausgesprochen glücklicher Ehe.

Egon ist Großkaufmann und nennt seit fünf Jahren die entzückendste Frau mit einem noch entzückenderen braunen Lockenbubenkopf und einem verteufelt hübschen Gassenjungengesicht sein eigen. — „Sie ist mein Juwel“ — äußerte er einmal und umrahmt sie deshalb auch, seinen wirtschaftlichen Verhältnissen als Großkaufmann entsprechend, mit Gold und Platin, mit den ausgefallensten Erzeugnissen auserlesener Modehäuser, mit einer 8-Zimmer-Wohnung oder den teuersten Logenplätzen in den Theater-Premieren. Und ihre kecken Gassenjungenaugen irisieren ihm Dank, Zufriedenheit und strahlendstes Glück entgegen. Egon ist viel verreist und jede Trennung, jedes Wiedersehen festigt das Glück der beiden immer mehr.

Willibald dagegen ist Privatgelehrter. Drei Kinder gab ihm seine blonde Frau. Er lebt zumeist in seiner eigenen Welt, der geistigen; sie aber lebt in ihrer Welt des Haushalts und der Kinder. Doch wenn sie ihre Arme um ihn schlingt, dann rezitiert er oft und gern das Lied vom reichsten Fürsten, und eine volle echte Harmonie schwingt sich dann aus den Blicken beider.

Und nun der Hanns mit Doppel-n. Arzt ist er und Ärztin ist sie. Kinder — ach nein — dazu läßt ihnen angestrengtester Beruf nicht Zeit, und beide gehen in der Arbeit auf, die sie zusammenführte. Echte Kameradschaft ist dieser Ehe Leitmotiv; so hat auch hier das Glück sein Standquartier errichtet. „Mein Leben wäre tonlos und meine Arbeit ohne Resonanz und leer, wenn Hanns nicht wäre“, sagte mir einst die Doktorin und ähnlich äußerte sich einmal Hanns auf sich bezogen.



Löhrich

Herbstahnen

Gedicht von M. Arko zu nebenstehendem Bilde des Schlosses Moritzburg in Sachsen

Die ersten Schwalben sah ich heimwärts zieh'n! —
Es ist so schwer, vom Sommer Abschied nehmen!
Noch steht der Wald im tiefen, dunklen Grün,
noch leuchtet rings der Blumen reiches Blüh'n,
als ob die kalten Tage niemals kämen. —

Und dennoch zittern durch den hellen Raum
des Herbstes bange, wehmutvolle Lieder:
Die Sonne scheidet früh vom Waldesaum,
die Schwalben flieh'n den sommermüden Baum, —
und leise sinkt das erste Blatt hernieder . . . .

Und neulich nun in einer jener meiner Viertelstunden versuchte ich das Glücklichsein dieser drei Ehen nach seinem wahren Wert zu numerieren.

Ach ja — es ist wohl ein recht überflüssiges, vielleicht sogar falsches, aber so menschliches Unterfangen, alles klassifizieren zu müssen und erst immer dann zufrieden zu sein, wenn man ein jedes Ding hübsch säuberlich mit einem Etikett versehen in eine bestimmte Rubrik einsortieren kann.

Am ersten Tage entschied ich mich für Willibald, dessen Ehe sicherlich mit Nummer 1 zu bezeichnen wäre. Aber schon am nächsten Tage packte mich am Anfang meiner Viertelstunde Zweifel, und an ihrem Ende glaubte ich mich eines Trugschlusses überführt zu haben, indem ich Egon den ersten Preis zuerkannte.

Am dritten Tage aber schalt ich mich einen Phantasten. Die Ehe meines Freundes Hanns, die nicht nur eine persönliche, sondern auch eine berufliche Harmonie in sich birgt, war unleugbar die glücklichste.

Acht Tage sind nun vergangen: Hanns — Willibald — Egon — Willibald — Hanns, — mir schwirrt der Kopf, — ein jeder Tag bringt eine neue Überzeugung.

Können Sie sich denken, daß das ein unhaltbarer Zustand ist? — Wer beantwortet mir die Frage, welche der drei Ehen meiner Freunde die glücklichste ist? —

Aber es gibt eben Dinge, für die die so feinfühlige Witterung des weiblichen Scharfsinns kompetenter ist als die vielberühmte überlegene männliche Intelligenz, die in diesem Falle bei mir versagte, vielleicht darum, weil ich eben — — nur — ein Mann bin.

Und nun haben Sie das Wort — meine Damen.



Der Waldsee

Gedicht von Otto Dörr zu nebenstehendem künstlerischem Lichtbild von A. v. Debschitz-Kunowski

Kennst du den klaren müden Mittagssee,
um den sich tausend Tannen rauschend breiten —
Erblicktest du der Wasserrosen Schnee,
verlockend über dunklem Grunde gleiten? — — —

Kennst du den See zur Zeit der Abendfeiern,
wenn seine Wasser wie aus Wunden bluten,
weil auf den tagemüden, stummen Fluten
das rote Dämmern lastet — schwer und bleiern?

Hast du am See im Sternenschein gestanden,
da bleiche Schatten von den Bäumen fielen
und hinter unsichtbaren Uferzielen
Nachtvögel in der Dunkelheit verschwanden? —

Wer du auch bist — tritt an sein Ufer leise
und öffne deine Seele stumm dem See . . . . . .!
Vergehen wird dein Weinen und dein Weh
vor seines Wassers tiefbewegter Weise. — — —

Frauenfragen

Seelensehnsucht.

Ich habe manchmal so ein seltsam Fühlen,
Ein heißes, tiefes Sehnen in der Brust,
Das glüht dadrinnen still und unaufhörlich
Und nimmt mir oft, ach oft, des Lebens Lust.

Ich seh' empor dann zu den lichten Sternen,
Es klopft mein Herz so stark, so seltsam fremd,
In stiller Demut denk ich, daß dies Sehnen,
Ist, was man „Sehnsucht einer Seele" nennt.

Jenny Ritzhaupt.

Familienpolitik.

In dem herrlichen Saal der Wiener Akademie der Wissenschaften (alte Universität) fanden in der Zeit vom 14. bis 18. September d. J. die Beratungen des Internationalen Kongresses für sozialen Fortschritt statt. Auch zum Kapitel Familienpolitik wurde Stellung genommen. Bundespräsident Dr. Hainisch betonte beim Empfang der Kongreßteilnehmer, er halte eine Verbesserung der Stellung der Familienhalter und eine Erleichterung der Kindererziehung für dringend geboten.

Dr. Friedrich Zahn (München) führte in seinem Referat über Familienpolitik aus:

Nach der Familienhaftigkeit des Volkes bestimmt sich ganz wesentlich die quantitative Höhe und qualitative Reife der Bevölkerung, die für die innere Kraft des Staatskörpers den Ausschlag geben. Die Familie hat quantitativ und qualitativ in unserer Zeit eine Schwächung erfahren, verschärft durch die Wohnungsnot. Die Zahl der Ehescheidungen hat sich verdoppelt. Systematische Familienpflege muß sich nach drei Richtungen auswirken:

1. durch bestmögliche Gesundheitspflege und Erziehungsfürsorge;
2. durch planmäßige wirtschaftliche Fürsorge;
3. durch Hebung der sittlichen Grundlage der Familien.

Eine besondere Frage ist die Erhöhung der Einnahmen für Kinderreiche. Noch rationeller als dieses Unterstützungssystem ist die Versicherung, und zwar eine Zwangsversicherung. Sie soll alle Stände umfassen in der Weise, daß die Leistungen beim vierten Kind beginnen und sich bei den folgenden erhöhen. Er sprach auch für eine politische Bevorrechtung der Kinderreichen. Finanzielle Bedenken dürfen die Stärkung der Familie nicht hindern, denn da handelt es sich um notwendige Spesen der nationalen Produktivkraft.

Der Antrag Ministerialdirektors Griefer wurde angenommen, daß die Landeskomitees beauftragt werden, die Frage der Art, der Familienfürsorge zu studieren, ob auf dem Wege der Lohnbildung oder lediglich durch Versicherungsmaßnahmen.

Der 26. Katholikentag in Zürich. Am 4. September 1927 fand in Zürich der 26. Katholikentag statt. Professor Frischkopf behandelte in den Frauenversammlungen das Thema: Die Bedeutung der sozialen Frauenarbeit für Familie, Kirche und Staat. Er sprach von der Not der Zeit, die heute auch die Frau an die Front der sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe gestellt hat. Die soziale Tätigkeit ist ein Ausfluß der katholischen Glaubensüberzeugung, sie ist kein bloßer Sport, sondern eine Gewissenspflicht. Die erste soziale Pflicht der Frau aber ist die Sorge um die eigene Familie, und die Familie ist heute schwer gefährdet. Darum müssen Gehorsam und Achtung vor der Autorität wiederum in die Herzen der Kinder eingepflanzt werden. Vor allem müssen wir dem Egoismus auf den Leib rücken. Eine ernste Forderung unserer Zeit ist ferner die Genügsamkeit. H. H. Prof. Frischkopf berührte diesbezüglich noch das Problem der Frauenmode: die Welt kann die Frau nur dann achten, wenn die Frau vor sich selbst Achtung hat. H. H. Vikar Riedweg referierte über die „Fürsorgeaufgaben der Großstadt". Er entwarf ein anschauliches Bild des Großstadtelends. Dann sprach er von der Abhilfe: es gilt die caritative Arbeit zu organisieren, zusammenzufassen. Die ersten Schritte dazu sind gemacht, es gilt, weiter auszubauen. Es gilt, miteinander und füreinander zu arbeiten. Alle sollen helfen, die einen aktiv im Fürsorgedienst, die anderen durch finanzielle Unterstützung, die dritten durch moralische Unterstützung. Aufhören sollen alle kleinlichen Empfindsamkeiten und Eifersüchteleien. Mit einem zündenden Apell an die Hilfsbereitschaft aller Anwesenden: „Wer viel hat, soll viel geben, wer wenig hat, soll wenig geben, aber von Herzen", schloß das Referat.

Lebensunterricht als Bedingung des wirtschaftlichen und sozialen Aufstieges.

In allen Kulturländern ringt die werktätige Bevölkerung um eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lebensverhältnisse. Ueberall wird aber vor allem die finanzielle Besserstellung als Grundlage des Aufstiegs angesehen, während jeder Aufstieg auch eine verbesserte Lebenserziehung voraussetzt. Um die Bedeutung dieser Lebenserziehung für den Aufstieg der werktätigen Bevölkerung zu beleuchten, hielt der Reichsverband der Lehrerinnen-Arbeitsgemeinschaft für Lebensunterricht seine 4. Tagung vom 8. — 10. September 1927 in Klosterneuburg ab. Nach Begrüßung der Vertreter der Behörden, die sich aus allen Ländern eingefunden hatten, und der zahlreichen Teilnehmerinnen besprach die Vorsitzende, Frau Sektionsrat Dr. Maria Maresch das Gesamtthema der Tagung: „Lebensunterricht als Bedingung des wirtschaftlichen und sozialen Aufstiegs", und erstattete dann ihr Referat über das Thema „Erziehung zu richtigem Güterverbrauch und zweckmäßiger Lebensführung als Aufgabe des Lebensunterrichtes". Die Referentin suchte nun zunächst den Begriff Lebensunterricht zu klären. Lebensunterricht ist die Abstellung des Gesamtunterrichtes auf die unmittelbare Lebensvorbereitung des jungen Menschen unter Zuziehung der notwendigen technischen Fächer, nicht aber wie fälschlich behauptet wird, bloß Kochen und Säuglingspflege. Im Mittelpunkt des Lebensunterrichtes steht der naturwissenschaftliche Unterricht, in dem Unterweisung über die alltäglichen Lebensvorgänge wie z. B. die Ernährung, ganz eingegliedert werden könne. Das Ernährungsproblem steht nicht neben der Naturwissenschaft, sondern in deren Zentrum. Anatomie, Physiologie und Hygiene aber sind der natürliche Auslauf des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, der zu einem Verstehenlernen der Lebensbedingungen in der organischen Welt führen muß. Das Verständnis dafür verpflichtet aber auch zur Erwerbung der Technik der richtigen Pflege, also der Technik der Nahrungszubereitung, der Kinderpflege usw. Wie die heute eingebürgerte körperliche Erziehung nicht ohne das Turnen, die körperliche Uebung auskommen kann, so braucht auch die naturwissenschaftliche Einführung in die Lebensbedingungen und Lebensgesetze des Menschen die Unterstützung durch die Uebung der Techniken des Alltags.

Die Referentin gliedert sodann auch die übrigen Gegenstände in den Lebensunterricht ein und erwähnt als Ergebnisse des Lebensunterrichtes seine Bedeutung für die Gemeinschaftserziehung, für die Volkswirtschaft und Sozialhygiene. Der Lebensunterricht erscheint als wichtige Kraft, die imstande ist, den Kreislauf von Armut, Krankheit, Verbrechen und Arbeitslosigkeit zu durchbrechen. Er fußt ganz auf der Erzieherpersönlichkeit des Lehrers, dem er auch Lebenserfüllung ist. — Als nächster Referent besprach der Leiter der Universitätskinderklinik Hofrat Prof. Dr. Klemens Pirquet die sozialhygienische Bedeutung des Lebensunterrichtes. Den größten Wert legte er auf die Unterweisung in der Ernährungskunde. Als Hochschullehrer glaubt er betonen zu müssen, daß die Forderung nach Vertiefung des naturkundlichen Unterrichtes zu einem großen Fortschritt führen müsse und beglückwünscht die Lehrerinnen zu ihrer Arbeit. In lebendiger Weise führt der nächste Referent Dr. Otto Maresch die Umgestaltung der Volkswirtschaft vor Augen, die zur Durchführung des Lebensunterrichtes für die Jugend zwingt, falls nicht der Einzelne in vollkommene Abhängigkeit von Technik und Verkaufsorganisation kommen soll. Neben dem Kampf um Produktionserhöhung und den richtigen Anteil an den produzierten Gütermengen tritt das Ringen um Lebensmeisterung, in die der Lebensunterricht führt.

Der nächste Tag brachte ein Referat der Frau Bundesfürsorgerätin Ilse Arlt „Hemmungen des sozialen Aufstiegs und ihre Ueberwindung". Die Referentin führte aus, daß mangelhafte Tüchtigkeit für Haushalt und Lebenspflege Anteil habe an der Verminderung der Regenerationsfreudigkeit der europäischen Völker. Die Mehrzahl der Hausfrauen bleibt hinter dem Stand heutiger wissenschaftlicher Erkenntnisse und technischer Errungenschaften zurück und hat andererseits wertvolle Traditionen verloren. Mangel an Kenntnis der Lebenspflege macht ihnen den Haushalt zur Last. Darum ist unserer Zeit die Aufgabe gestellt, aus den genannten Elementen eine neue Art der Lebenspflege und Hausführung aufzubauen, wobei die wissenschaftliche Führung den wissenschaftlich gebildeten Lehrerinnen zufällt.

Als letzter Referent sprach Hofrat Dr. Heinrich Güttenberger über den Lebensunterricht als Grundlage der Volksbildung und Volkserziehung. Unter Zuziehung wertvollsten statistischen Materials, das die große Bedeutung des Lebensunterrichtes bereits im Rahmen der Pflichtschule erhält, verlangte er, daß Volkserziehung im Sinne Fichtes, Jahns und Pestalozzis wirklich eine Emporbildung des Volkes zur Erfüllung der Aufgaben des Standes, Weckung der Selbstkraft sei und zeigte die Bedeutung des Lebensunterrichtes für diese Volkserziehung.

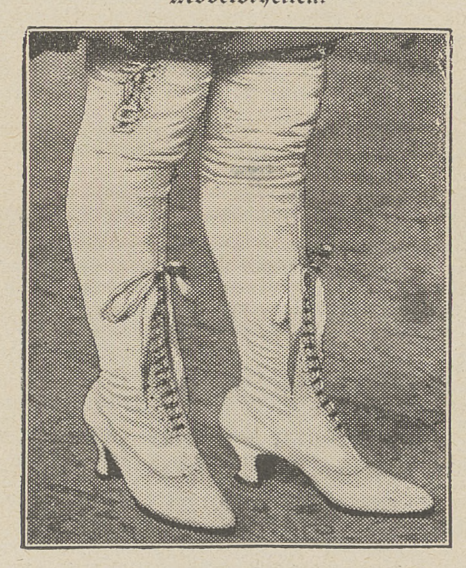
Das Schicksal der Völker liegt im Schoß der Familie, so führte der Vortragende aus, soll es gedeihen, so muß zur Betriebsamkeit des Mannes die stille, pflegende, menschenhingebende Hingabe der Frau treten, die der Lebensunterricht der Mädchen hegt und schult. Auf diesem Felde wird mit einem Stück Schulreform und ein Stück Lebensreform geleistet.

An diesen Vortrag schlossen sich die Berichte der Landesschulinspektoren, der Hofräte Stummer, Salzburg, Ilg, Vorarlberg, Köchl, Steiermark, Güttenberger, Nieder-Oesterreich, und der Leiterinnen der Landesgruppen Mayer (Kärnten), Auer (Tirol), Guglmayr (Ober-Oesterreich), an, die auf vollen Erfolg des Lebensunterrichtes innerhalb weniger Jahre hinweisen konnten.

Mit wärmsten Dank an die Vorbereiterin der Tagung, Frau Fachinspektor Emma Maurer, und der Aufforderung an die Lehrerinnen, diesem Volksdienst auch weiter treu zu bleiben, schloß die Vorsitzende diese Tagung.

M. M.

Modetorheiten.



Die neueste Damen-Fußbekleidung ist der hohe Kosakenstiefel, hergestellt aus feinstem Leder in leuchtenden Farben.

Die achte Tagung des Deutschen Zweiges der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit findet vom 28. bis 31. Oktober d. J. in Duisburg statt. Alles Nähere ist durch Frau Hoppstock-Huth, Hamburg, Blumenau 32, zu erfahren.

Redewettstreit. Zum ersten Mal hat ein Mädchen den Preis im Rede-Wettstreit davongetragen. Dorothy Carlson aus Salt-Lake-City siegte hierbei über 10 Knaben.

Der Generalrat der Internationalen Kinderhilfe hat Frau Anna von Gierke, Berlin, die Vorsitzende der Deutschen Zentralstelle für freie Jugendwohlfahrt, in den Vollzugsausschuß gewählt.

DIE·FRAU·UND·IHRE·WELT

Um Haares Länge.

Bubikopfdramen einst und jetzt.

Von
Artur Iger.

(Nachdruck verboten.)

Von Zeit zu Zeit gehen immer wieder Nachrichten durch die Presse über Familientragödien, deren Ursprung im Wechsel vom Langhaar zum Kurzschnitt bei einem weiblichen Familienmitglied zu suchen ist. Eine ganze Anzahl Frauen und Mädchen haben schon ihr Leben von sich geworfen, weil sie nach dem verhängnisvollen Schritt entweder von Reue gepackt oder nach einem Streit mit dem Gatten bzw. dem Vater von Verzweiflung gepackt wurden. Es sind aber auch schon Fälle vorgekommen, bei denen das kurzschnittfeindliche Mitglied der Familie selber ein Opfer des Streitgegenstandes wurde. So verfiel erst vor kurzem in dem Orte Heppenheim bei Wimpfen ein Ehemann in Tobsucht, als er seine vierzigjährige Frau plötzlich mit geschorenem Haar erblickte. Der Aermste mußte sofort ins Irrenhaus gebracht werden. In einem Falle, der sich in einem Vorort bei Paris ereignete, hatte ein Vater seinen beiden Töchtern, als sie bei ihm die Erlaubnis zum Kurzschnitt einholen wollten, angekündigt, er werde sich töten, wenn sie ihr Vorhaben ausführten. Die Mädchen dachten wohl nicht, daß es der Vater so ernst nähme; sie hatten sich aber getäuscht. Als er sie mit geschorenem Kopf erblickte, schlich er sich, ohne ein Wort zu sagen, von Hause fort und schoß sich eine Kugel ins Herz.

Daß sich um die Länge des weiblichen Haares solche dramatischen Verwicklungen abspielen, ist nicht etwa nur eine Gegenwartserscheinung. So wie ein großer Teil der Frauen und Mädchen von heute der Tyrannin Mode das Haar zum Opfer bringen, so haben die Frauen auch in früheren Kulturepochen ihr Haar geopfert, und auch diese Opfer gaben Anlaß zu teils tragischen, teils tragikomischen Ereignissen. Ja, es kam sogar häufig der umgekehrte Fall vor, daß zur Verhütung der dramatischen Zuspitzung das Haaropfer vorgenommen wurde. So schnitten sich in der Zeit des frühen Christentums Frauen ihre Haarflechten ab, denen nachgesagt wurde, daß sie mit ihrer Haartracht einen dämonischen Einfluß auf die Männer ausübten. Mit der Entäußerung ihrer Haartracht wollten sie ihre Unschuld beweisen. Es kam auch vor, daß Männer, die Grund zur Eifersucht zu haben glaubten, ihre Frauen selber kahl schoren, um zu verhindern, daß sich die zu Seitensprüngen neigende Gemahlin aus dem Hause begebe.

Das Haaropfer aus religiösen Motiven kannte man schon bei den alten Phöniziern. Wenn sie durch Krieg oder Mißernte schwere Verluste erlitten, schnitten sich die Frauen ihre Haarsträhnen ab und opferten sie der Gottheit. Von diesem Opfer konnten sich diejenigen phönizischen Frauen, die sich von ihrem natürlichen Schmuck nicht trennen wollten, durch eine Zahlung an den Hohepriester loskaufen.

Bei den Assyrern bestand ein ähnlicher Brauch, nur daß es dort eine besonders seltene Art des „Loskaufens“ gab. Wenn einer ihrer nächsten Verwandten gestorben war, mußten sich die assyrischen Frauen zum Zeichen der Trauer ihre Haare stutzen. Sie konnten sich aber von dem Haaropfer befreien, wenn sie „für eine Nacht die Frau eines Fremdlings wurden“. Fürwahr ein merkwürdiger Brauch!

Ein ganzer Legendenkranz windet sich um das Haar der Königin Berenice, der schönen Gemahlin des Aegypterkönigs Ptolemäus II. Als dieser in den Krieg gegen die Syrier zog, gelobte Berenice, daß sie ihre wundervollen Haarflechten, die sie als ihren schönsten Schmuck betrachtete, auf dem Altar des Antinoustempels als Dankopfer niederlegen würde, wenn ihr Gatte als Sieger heimkehrte. Als dann der Sieg erfochten war, hielt die Königin auch ihr Wort. Sie brachte das Haaropfer, und die herrlichen Flechten ruhten, bewacht von Priestern, auf dem Antinous-Altar. Eines Tages aber waren sie verschwunden. Königin Berenice war tief unglücklich darüber, und der König wollte die Priester, die das Kleinod nicht sorgsam genug bewacht hatten, enthaupten lassen. Da entdeckte zum guten Glück der eine Priester, namens Cassion, am Himmel ein neues Sternbild und entnahm daraus, daß die Götter selber sich die wunderschöne Haarflechte in den Himmel geholt hätten. Der König war über diese Deutung begeistert; die Tragödie wandelte sich kurz vor der gewaltsamen Entladung zur Tragikomödie.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die vielgeliebte Ninon de Lenclos durch ein von ihr dargebrachtes Haaropfer die Schöpferin einer Haarmode. Sie hatte sich mit einem ihrer Freunde entzweit und versuchte nun, mit allen erdenklichen Mitteln, ihn zurückzugewinnen. Die Eifersucht um den Geliebten, der sich von ihr abgewandt hatte, warf sie auf das Krankenbett. Schließlich machte sie noch einen letzten Versuch, den Erzürnten zu versöhnen. Sie schnitt sich ihre Flechten ab und sandte sie ihm als Zeichen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit zu. Die ersehnte Wirkung trat auch ein; der Freund verzieh ihr, und die beide waren — eine ganze Woche lang! — ein glückliches Paar.

Geringeren Erfolg hatte 200 Jahre später mit einem ähnlichen Haaropfer George Sand, die Freundin Alfred de Mussets. Auch sie sandte ihre Haarsträhnen dem von ihr glühend geliebten Dichter, der sich nach einem tiefgehenden Zerwürfnis von ihr abgewandt hatte. Der erzürnte Musset mißachtete das Haaropfer seiner einst angebeteten George. Der tragische Konflikt löste sich dennoch ohne Katastrophe auf. Die Dichterin gab ihrem Seelenschmerz in ihren „Lettres d'un voyageur“ und in ihrem berühmten Buch „Lui et elle“ Ausdruck. Diese bedeutenden Werke der Weltliteratur wären wohl kaum entstanden, wenn Alfred de Musset vor den abgeschnittenen Haaren kapituliert hätte.

Schon an den wenigen Beispielen läßt sich unschwer erkennen, daß des Schicksals Mächte nicht nur „zwischen Lipp' und Kelchesrand“ schweben. Nein, des Weibes Geschick hing zu allen Zeiten und hängt auch noch heute, wenn auch nicht immer an einem Haar, so doch an der Fülle des Haares, von dem schon der kurzhaarfeindliche römische Dichter Appuleius sagte: „Wäre das Weib gleich der Venus aus dem Schaum geboren, wäre es sinnberückend parfümiert und in die prächtigsten Gewänder gehüllt, wie könnte man sie hinnehmen, wenn sie haargestutzt, gleichsam des schönsten Schmuckes der Natur beraubt wäre?“

Herbst und Frau.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt einen Herbstsonnenschein, der weniger wärmt, als daß er das Herz erfreut. So gibt es auch eine herbstliche Schönheit der Frau, die zwar nicht mehr entflammt, dafür aber beruhigt.

*

Jeder Herbst weiß, daß es wieder einmal Frühling wird. Dem Herbst der Frau aber folgt kein neuer Lenz!

*

Wie bitter ist es, wenn ein weiblicher Liebesfrühling in einen fraulichen Herbst fällt!

In dem Kuß der Frühlingssonne liegt ein Versprechen für die Zukunft. Im letzten Glühen der Herbstsonne aber liegt die ganze Süße der Reife!

*

„Warum nahmst du den Blumen des Herbstes ihren Duft, und raubtest der herbstlichen Frau ihre sommerlichen Reize?“

„Weil die Bienenhonigsammelzeit der Liebe für beide vorüber ist!“

Smada.

Kinder auf der Straße.

Von
Ulrich Kamen.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Hause, in dem ich mein bescheidenes Heim aufgeschlagen habe, ist inmitten von Automobilen, Motorrädern, Bierlieferungs-Kraftwagen und anderen Vehikeln ein Spielplatz! Es tummeln sich da ungefähr, ich kann mich in der Rechnung irren, dreißig Kinder umher. Das jüngste Kind ist bestimmt nicht älter als zwei Jahre. Der älteste Bengel wohl zwölf Jahre.

Man kann drei Gruppen unterscheiden. Die ganz kleinen Mädchen und Jungens haben teils Puppen im Arm, teils lutschen sie an Zuckerstangen, oder spielen „Elektrische“. Mit besonderer Hochachtung betrachte ich stets eine junge Dame im Alter von vielleicht zehn Jahren (natürlich Bubikopf!), die eine unglaubliche Virtuosität darin entwickelt, einen Ball, einen ganz gewöhnlichen Gummiball, zu hantieren. Es gibt keine Gliederverrenkung, in der sie den Ball nicht an die Wand und wieder in ihre kleinen Händchen zurückbugsieren könnte.

Ein kleiner, niedlicher Blondkopf weilt am liebsten in Pfützen. Er mag vier Jahre alt sein. Aber sein Schuhwerk muß alle drei Wochen erneuert werden. Wenn sich nach einem Regenschauer eine Pfütze gebildet hat, steht der kleine Bursche bestimmt darin.

Eine andere Kolonne spielt „Lehrer und Schüler“. Ein junger Herr ist Lehrer. Sechs Kinder sind die Schüler. Sie sitzen und haben die Hände gefaltet. Und wehe! wenn da irgendeine Disziplinlosigkeit vorkommt! „Wieviel ist 16 + 17?“ frägt der „Lehrer“ streng.

„Mensch!“ kommt es aus dem Hintergrunde, „das weeste doch selber nicht!“ Der Herr Lehrer verstummt.

Vier andere Kinder haben ein kleines Kätzchen gefangen. Es windet sich unter der Liebkosungen. Ein Junge kneift es in den Schwanz. „Mau!“ sagte es und entfleucht.

Und an der Ecke spielen sie Fußball. Maxens Mutter (Maxe hat „reiche“ Eltern) hat den Fußball gestiftet. Haustore bilden die sonst vorgeschriebenen Tore. Es spielt der Fußballklub „Frohsinn“, Maurerstraße, gegen den Sportverein „Festedruff“, Langegasse. Auf beiden Seiten sind die Mannschaften gut.

Aber als man im besten Spiel ist, ruft die Mutter des Torwarts vom „Frohsinn“ vom Fenster herunter: „Fritze! Der Papa ist da! Nischt wie heeme. Uebrigens gibt es Bratkartoffeln. Aber wenn de nicht gleich kommst, gibt es Dresche!“

Der Torwart verläßt sein Tor, und rast nach Hause.

„Hallo! Die Feuerwehr!“ Alle Beschäftigungen, selbst die Schule, werden abgebrochen. Die Feuerwehr ist — klingeling und tut — tut, in der Nebenstraße vorbeigefahren!

Und die ganze Kolonne setzt sich in Bewegung! Endlich wieder einmal ein Erlebnis!

Aber bald fährt sie wieder ab. Kellerbrand, Lumpenbrand.

Es wird Abend. Der Hunger macht sich bemerkbar. Und energische Stimmen werden aus geöffneten Fenstern laut. „Heini!“ ruft ein Baß. „Nischt wie 'ruff!“ Heini eilt wie ein geölter Blitz mit bangen Mienen. Er hat eine zerrissene Hose aus dem Nachmittagsspiel davongetragen.

„Rudi! Rudi!“ ruft eine Mutter. Ja! Dem Rudi ist sein Kreisel in den Kanal gefallen, und er und drei seiner Kollegen bemühen sich, den Kreisel wieder herauszubekommen. Vergeblich! Und Rudi kehrt heulend heim.

Die kleine Stefanie verläßt ihre vielgeliebte Pfütze. Sie hat eine kleine tote Katze in ihr gefunden und trägt sie in den Aermchen heim. Die Schuhchen sind patschnaß. Warum mußte auch das Kätzchen in die, ach so schöne, tiefe Pfütze laufen?

Und Stefanie träumt von einer kleinen Katze, die schnurrend auf ihrem Bettchen saß, und von bösen Jungens und großen Kraftwagen.

Wie kann eine glückliche Ehe zustande kommen?

(Nachdruck verboten.)

Vor allem müssen sich beide Teile darüber klar sein, daß sie sich einander anpassen müssen.

Keiner darf an sein eigenes Glück allein denken, sondern nur danach trachten, den anderen glücklich und zufrieden zu sehen.

Hat dein Mann Freude daran, öfters abends mit seinen Freunden zusammen zu sein, so sei darüber nicht gekränkt; lade dir auch an diesen Abenden jemanden ein, und du wirst die Abwesenheit des Gatten verschmerzen.

Liebt es deine Frau, sich schön anzuziehen, so gönne ihr das, und sei nicht knauserig.

Geht dein Mann gern ins Kino, und du nicht, so gehe ihm zuliebe mit, aber du darfst ihm um Gottes willen nicht sagen, daß du nur seinetwegen gehst.

Macht dir deine Frau ein Geschenk, so freue dich auf alle Fälle; wenn du es auch nicht verwenden kannst, und du mit dem besten Willen nicht weißt, was damit anfangen; so danke ihr doch mit einem herzhaften Kuß für das „sinnreiche“ Geschenk.

Hat er Pech, und ist ihm etwas Unangenehmes passiert, so tröste ihn; ziehe das Mißgeschick ins Humoristische; mit Humor ist das Schwerste viel leichter zu ertragen.

Sei nicht eifersüchtig oder mißtrauisch, das untergräbt jede gute Ehe.

Sollte wirklich mal ein Teil glauben, berechtigten Grund zur Eifersucht zu haben, so setzt euch in Frieden auseinander.

Kleidet sich deine Frau nicht nach deinem Geschmack, so rede ihr zu; läßt sie sich aber nicht abbringen, so gestehe ihr das Recht eines selbständigen Geschmacks zu

Raucht dein Mann gern und kannst du den Rauch nicht vertragen, so beherrsche dich etwas, und nörgle nicht; das kann kein Mann leiden.

Seid beide nicht nachträglich; laßt Vergangenes ruhen. Streit und Gezänk sind meist die ersten Schritte zur Trennung.

Isabella.

Taschenbügel reparieren.

(Nachdruck verboten.)

Die große Mode der Bügeltaschen hat veranlaßt, daß fast jede Dame eine derartige Tasche ihr Eigentum nennt. Die Schildpatt- oder Hornbügel sind allerdings sehr haltbar, anders aber die Kallait- oder Zelluloidbügel, die bald an den Scharnieren einbrechen. Zuerst bricht die Verschlußkappe ab, die sich leicht befestigen läßt, wenn man mit einer heißen Stopfnadel ein kleines Loch in die Kappe und neben die Stelle, wo der Verschluß zuvor war, einbrennt. Alsdann ziehe man eine dünne Messingschraube durch Bügel und Kappe und füge eine Schraubenmutter innen ein, die man sich gut von den abgeriebenen Feueranzündern abschraubt. Sollte die Schraubenmutter zu weit sein, dann kann zuerst um die Schraube ein wenig Faden gewickelt sein — der Verschluß sitzt dann tadellos fest. In derselben Art repariere ich den zerbrochenen Bügel, doch nehme ich zuvor ein kleines Stückchen Blech, das sich mit einer scharfen Schere zerschneiden läßt, genau so breit wie der Bügel, versehe dasselbe mit zwei kleinen Löchern, die ich mit einem Nagel einschlage, und schraube das kleine Blechstückchen unter die zerbrochene Stelle des Bügels. Ist der Bügel nicht in einem gegossen, so lösen sich die einzelnen Teile ebenfalls leicht ab; man klebt sie mit Kautschukklebe sehr fest zusammen und — die Tasche ist wieder tadellos heil und brauchbar. Bei dem Einbrennen der Löcher achte man darauf, daß die Nadel nicht zu heiß durch den Bügel gesteckt wird, da sonst das Loch zu groß wird, da Zelluloid leicht verschmilzt oder brennt.

A. S.

Das Geheimnis der Jugend.

(Nachdruck verboten.)

Das Alter kann sich heute in das Kleid der Jugend hüllen, mehr noch, die ältere Frau kann sich als jugendliche Schöne fühlen und sich auch so kleiden, ohne daß sie, wie Faust, ihre Seele der schwarzen Majestät zu verschreiben braucht. Die Großmama hat ebenso gut ihr Haar geschnitten und nach der letzten Mode gewellt wie die Mutter und die 17jährige Miß 1927. Auch Großmutter trägt ärmellose Abendtoiletten, sie besucht den Schönheitssalon, treibt Zimmer-Gymnastik und schwimmt. Warum auch nicht? Es ist Tatsache, daß heute viele Großmütter viel flinker, gesünder und stärker sind als die in früherer Zeit, die damals hauptsächlich im Lehnstuhl saßen und das Verhalten der Enkelkinder nicht begreifen konnten. Zwischen modernen Großmüttern und modernen Enkelkindern besteht heute kein allzu großer Unterschied mehr. Nehmen wir zum Beispiel die englische Künstlerin Fanny Waard, die 60 Jahre alt und Großmutter ist. Sie hat ein Aeußeres, als wenn sie 25 Jahre alt wäre, und was noch mehr sagt, sie fühlt sich auch so jung. Die „Wunderfrau“ nennt man sie in England. Oefter wird sie gefragt, welches Geheimnis ihr die ewige Jugend verschaffe? Miß Waard jedoch hüllt sich in ein rätselhaftes Schweigen. Sie erklärt wohl, daß sie es als ihr wichtigstes Prinzip betrachtet, immer und in allen Lebenslagen das Lächeln nicht zu verlieren. „Lache, und du bleibst jung“, ist ihre Devise.

Ein Rat, der auf jeden Fall ohne Schaden probiert werden kann. Nun gibt es jedoch auch Menschen — zu denen gehört u. a. auch der bekannte englische Maler Sir William Orpen —, die wenig Interesse haben für die „ewige Jugend“ von Fanny Waard und ihren Nachahmerinnen. Sir William Orpen hat kürzlich erklärt, daß er noch nie einer Dame begegnet sei, der man, allem Puder und aller Creme zum Trotz, nicht das wahre Alter angesehen habe. Vom ästhetischen Standpunkt aus kann dieser Künstler am allerwenigsten zustimmen, daß die älteren Damen die Scheinfrischheit der nachgeahmten Jugend der natürlichen Grazie des Alters vorzieht. Natürlich kann man bei allen wohlweislich den goldenen Mittelweg wählen. Eine 60jährige Dame braucht gewiß keine Schleppkleider und Kapothüte zu tragen, aber ebensowenig ist es angebracht, daß sie kniefreie Röcke und ärmellose Kleider trägt. Auch soll sie sich nicht in die allerletzten Modeneuheiten hüllen, die einem jungen Mädchen wohl reizend stehen, bei einer älteren Frau aber lächerlich wirken. Einfachheit im Schnitt, eine vornehme, ruhige Farbe, eine aparte Garnierung, sind die idealen Forderungen für das Aeußere einer modernen Großmutter, die mit der Zeit geht und doch verständig genug ist, zu begreifen, daß auch sie das Geheimnis der ewigen Jugend auf dem Modemarkt nicht kaufen kann.

M. N.

Die praktische Hausfrau.

Kleine Sparsamkeitsmaßnahmen im Haushalt.

Lasse Marmelade und Schmierseife, geschabtes Fleisch usw. stets im irdenen oder porzellanenen — zu Hause genau abgewogenen — Gefäß holen; im Papier bleibt stets viel hängen und wird fortgetan.

Ausgebrauchte Tuben von Sardellen oder Anchovis-, Wild- oder Geflügelpasten, ebenso Farbentuben und Zahnpastentuben schneide man längs auf. Man wird noch reichlich Füllung an dem Innenstanniol haftend finden, selbst wenn die Tuben durch Aufrollen und Druck nichts mehr hergeben.

Spare Butter beim Braten und Kochen, ohne Nährwerte zu verlieren, indem du einen Teil Butter und zwei Teile Rindertalg nimmst.

Für die Küche.

f. **Gemüseauflauf.** Gelbes Rübengemüse, mit reichlich Bratentunke gemischt, wird in eine gebutterte, feuerfeste Form gefüllt, darüber eine fingerdicke Schicht Zwiebacksmehl, etwas geriebener Käse und süßer Rahm, zuletzt viel Butterflöckchen auf den Auflauf verteilen und im Ofen eine Stunde backen.

f. **Kleine Pasteten.** Aus Blätterteig selbstgebackene oder gekaufte kleine Pastetchen, umgefüllt in verdecktem, gut glasiertem Gefäß vorrätig zu haben, ist sehr ratsam. Sie halten sich sehr gut, lassen sich trefflich im heißen Ofen aufwärmen, müssen recht heiß aufgetragen werden mit irgendeiner pikanten Füllung oder auch süßen Füllung, Creme, Gelee oder eingemachten Früchten.

f. **Hessischer Kuchen.** 200 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker, 250 Gramm Mehl, drei Eßlöffel Franzbranntwein, ein Eßlöffel Wasser, Salz, knetet man zu einem Teig zusammen, rollt ihn auf einem Blech aus und belegt ihn mit Obst. Bei Mittelhitze backen und gleich danach reichlich mit Zucker bestreuen.

f. **Mokkatorte.** Vier Eßlöffel besten Kaffee brüht man mit so viel kochendem Wasser mehrere Male, bis man sechs Eßlöffel Essenz hat. 20 Gramm Mehl werden mit einem glattgestrichenen Teelöffel Backpulver viermal gesiebt, vier Eigelb werden sehr schaumig gerührt, vier Eiweiß zu festem Schnee geschlagen. Zu dem Schnee rührt man dann ¾ Tasse Zucker, die Eigelbcreme, zwei Eßlöffel der Kaffee-Essenz und faltet zuletzt, ganz leicht, ohne Rühren, das Mehl hinein. Die Masse wird nun sofort in zwei Lagen bei mäßiger Hitze gebacken. Nach dem Erkalten füllt man die Tortenböden. Hierzu wird eine Tasse Rahm steif geschlagen, dazu zwei Eßlöffel feiner Zucker und zwei Eßlöffel Kaffee-Essenz gerührt. Zuletzt die Glasur: vier gehäufte Eßlöffel Zucker und so viel Essenz, daß es eine dicke Crememasse wird, die man mit einem in kaltes Wasser getauchten Messer glatt über die Torte streicht. Unbedingtes Gelingen hängt ab vom richtigen Maß, von sehr feinem Schnee und vom leichten Durchziehen des Mehles.

Die Welt am Sonntag.

Modenbeilage „Mode vom Tage“

Verlags-Schnittmuster nur für Abonnenten. Kostüme und Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe und Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.

Mäntel — keine Kostüme!



645 646 647 649 650

645. Gerader Mantel aus zwei Hälften zusammengesetzt. Dem Rockteil werden seitlich an der oberen Kante Bogen angeschnitten, die Taschen markieren. Ein altes Kostüm läßt sich für diese Machart vorteilhaft umarbeiten.

646. Mäntelchen, für Mädchen von 4—6 Jahren, mit runder Passe.

647. Mantel mit langem Pelzschalkragen ausgestattet. Er kann mit Steppstichen, die unten bogig auslaufen, garniert werden.

648. Einfaches Wollstoffkleid. Der gezogene Rock wird der Bluse untergenäht. Dieselbe ist an den vorderen Kanten von einer schmalen Blende und Spitze umrahmt und schließt linksseitig mittels Druckknöpfen dem Latz auf.

649. Kleid für Mädchen von 6—8 Jahren. Das karierte Faltenröckchen setzt man einer einfarbigen Bluse an. Ein schmaler Gürtel deckt die Ansatznaht. Aus kariertem Stoff ist das Bolerojäckchen mit gebogter Kante sowie die Aermel.

650. Der Plisseerock greift in schräg aufsteigender Linie über den Taillenschluß nach der Bluse. Letztere wird mit der angeschnittenen langen Blende in der vorderen Mitte dem Rock aufgesteppt. Hinten reicht die Bluse bis zum Taillenschluß.

Mantel und Kleid oder Kostüm? — Die Mode wird wieder ganz weiblich. — Mäntel aus Ratiné, Kasha, Wollvelours und Affenhaut mit angesetzten und eingesetzten Teilen und Biesenschmuck in schwarz, dunklem Grau und grünlichen sowie bräunlichen Tönen mit reichem Pelzbesatz. — Die Kleider behalten die Jumperform, werden aber viel mehr garniert. — Seidenband steht im Vordergrund des Interesses. — Der große Hut ist schon wieder verschwunden. — Man trägt kleine Hüte in Kappenform aus Filz oder Panne. — Auch bei den Hüten große Vorliebe für Seidenbandgarnituren.

Wenn die Menschheit vom Sommer Abschied nimmt und sich auf die kommende Saison vorbereitet, dann erscheinen allerorten diejenigen, die immer alles wissen. Der eine flüstert, daß auch in der augenblicklichen Völkerbund-konferenz eine Wiederholung des Hornberger Schießens das einzige Ergebnis sein wird, der andere weiß ganz bestimmt, daß Farbenaktien demnächst ganz gewaltig steigen werden, der Dritte prophezeit, daß man ganz bestimmt demnächst in der Berliner Straßenbahn wird sitzen können, der Vierte behauptet sogar, im kommenden Winter würden die Wohnungsämter nur noch bemüht sein, alle Wohnungslosen unterzubringen . . . Die weiblichen Propheten aber sitzen bei den Modenschauen, tagaus, tagein, kombinieren, diskutieren und resolvieren endlich: „Man wird bestimmt keine Kostüme mehr tragen!“

Aber Propheten gelten bekanntlich wenig im eigenen Vaterlande, auch wenn sie weiblichen Geschlechts sind. Und so möge man es uns verzeihen, wenn wir in aller Bescheidenheit hinter diese Behauptung ein kleines Fragezeichen malen. Wir wollen damit keineswegs nun selber zu Propheten werden, wir wollen nur ganz artig daran erinnern, daß schon so viel Prophezeiungen deswegen nicht in Erfüllung gegangen sind, weil die Voraussetzung dieser Erfüllung nicht gegeben war. Man stelle sich doch einmal vor, unsere verehrten Damen sollten unbedingt von heute zu morgen auf den flotten, knappen Schick der Kostüme verzichten. Kostüme machen doch immer jung und wirken sportlich — sie nun auf einmal in Acht und Bann tun zu müssen, würde ja für unsere Damen geradezu ein Verzicht auf die gefälligen Linien bedeuten, die nebenbei für die Reise, das Wochenende und den Vormittag das einzig Wahre sind. Und warum das alles? Weil man im Mekka der Mode, im Reiche der Pariser Schneiderkunst es so will. Wenn das vor zwanzig Jahren gewesen wäre, dann hätten die Propheten am Ende recht behalten, aber heute sind wir doch immer soweit modisch selbständig geworden, daß wir von Paris nur das nehmen, was uns gefällt. Lassen wir also die Zukunft entscheiden, ob Mantel und Kleid das Kostüm wirklich endgültig verdrängen werden.

Eine gewisse Gefahr dafür läßt sich ja nicht leugnen. Denn die neuen Mäntel und Kleider locken sehr verführerisch. Man ist nun wieder einmal ganz auf weiblichste Weiblichkeit zurückgekommen und will von strengen Linien und Vermännlichung gar nichts mehr wissen. Grazie und Phantasie haben bei der neuen Mode Paten gestanden und allem Anschein nach entwickelt sich das Patenkind ganz nach dieser Richtung hin. Die schlechte, gerade Linie des Mantels muß es sich gefallen lassen, daß man ihm allerlei Effekte gibt, die ihn lebendig machen: eingesetzte Glockenteile, die auch manchmal dem Seitenschluß angeschnitten werden, so daß der Schluß glockig verläuft, angesetzte Rockteile, deren an der Seite bogig aufwärts steigende Ansatzlinie mit einem Riesenknopf geschmückt die Tasche aufnimmt, von der Taille aufsteigende Biesengarnierungen, die die Figur strecken, alles tritt auf einmal in die Erscheinung im Kampf gegen die übertriebene Sachlichkeit dieser Mäntel. Ratiné, Wollvelours, derber Kasha, Affenhaut und alle möglichen wärmenden Wollstoffe stehen zur Verfügung, um in Schwarz, der bevorzugten Modefarbe für den Nachmittag, und Grau, auch braunen und dunkelgrünen Tönen, verarbeitet zu werden. Selbst unsere kleinsten Damen profitieren von der Vorliebe für allerlei Effekte, und wenn es auch nur der Durchzug des doppelten Gürtels durch seitlich geraffte Stoffteile der Mäntelchen ist. Natürlich müssen sie dann ebenso Pelzbesatz bekommen, wie die Mamas, für deren Mäntel Pelzbesatz als kurzer oder bis zur Hüfte gehender Schalkragen einfach Selbstverständlichkeit geworden ist, genau so wie die Riesenstulpen an den Aermeln, die nach Voraussage der Modepropheten demnächst bis an den Ellbogen heraufgehen werden.

Wo sich der Mantel verweiblicht, muß natürlich das Kleid folgen. Es hat seine geliebte Jumperform beibehalten, wie wäre das anders auch nur denkbar? Aber was versteht man aus dieser Form zu machen? Das weibliche Element betont am deutlichsten die gesteigerte Vorliebe für Seidenband, das den Kleidern aus Krepp Marokain, Charmeuse, Crêpe satin und Georgette in Sand, Beige und „tabak blond“, der neuen Farbe, einem goldig schimmerndem, doch gedämpftem Gelb, Marineblau, Grau und Schwarz das lustig Beschwingte gibt. Unsere Bandindustrie wird sich freuen, wenn die stürmische Nachfrage nach den schmalen und breiten Seidenbändern in einfarbigen und schattierenden Tönen einsetzt, weil alle Damen am neuen Winter-Teekleid unbedingt diesen reizvollen Effekt haben wollen; sei es nun, daß er die Abgrenzung der tiefen Ausschnittlinie über einem Georgette-Westenlatz in Verbindung mit Spitze markieren soll und mit graziöser Schleife die Spitzenmanschette zusammenhält, sei es, daß er den Kragen ersetzen soll und mit zwei Schlipsenden über die Bluse des Kleidchens fällt, sei es, daß er der allerjüngsten Garde niedliche Bubenkrägelchen schließt — Seidenband muß es sein. Daß man daneben natürlich die Reize der Plissees nicht vergißt, die nicht nur rundherum die Röcke, sondern auch über der höher gelegten Gürtelinie aufsteigend das Leibchen und auch die Unterärmel zieren, ist bei einer Mode, die so auf weiblichen Reiz gestellt ist, einfach selbstverständlich. Allerdings mischt sich ein Tropfen Wermut in den Freudenbecher: man muß schon wieder etwas von der Kunst des Schneiderns verstehen, wenn man die neuen Kleidformen mit ihrem Aufputz selber machen will. Gott sei Dank, daß es aber immer noch gute Schnittmuster gibt, die einem auch diese Probleme lösen helfen.

Ein Problem allerdings ist bereits so endgültig gelöst, daß man nicht einmal den Rat der Modepropheten zu hören braucht. Der große Hut ist nach zögerndem Erscheinen bereits wieder verschwunden, wir bleiben also bei der kleinen Form. Der Filz steht noch immer an erster Stelle, aber Pannesamt wird ihm auch stark Konkurrenz machen. Die Formen allerdings zeigen wenig mehr vom „Gigolo“ des vorigen Winters, auch sie sind weiblich kokett und weich geworden. Kappen und turbanartige Formen, flott aus breitem Seidenband über Panne arrangiert, eng den Kopf umschließende Kappen mit hochgeschlagenem Rand, der hinten einen Nackenschutz bildet, weich gefaltete Filzformen mit buntbestickten Nähten, alles das wirkt graziös und zierlich, nicht mehr steif und nüchtern. Und überall wieder Seidenband. Es zieht sich um die glatten Filzhüte mit der einseitigen Krempe, es hängt als Schleife herab, steigt als Kokarde am Hutkopf hoch, es ist immer und überall da, wo ein schmückender Effekt gebraucht wird. Man braucht kein Prophet zu sein, um festzustellen, daß diese Vorliebe für Seidenband nicht so rasch aus dem Reiche der Mode verschwinden wird. Und das ist die einzige Prophezeiung, die sicher in Erfüllung gehen wird.

Anita Sell.

Ärztliche Rundschau

Ein neuer Frauenberuf.

Ausbildung, staatliche Prüfung und Anerkennung der Technischen Assistentin an medizinischen Instituten.

Von Dr. Ende, Leipzig.

In diesem Jahre ist nunmehr auch im Freistaat Sachsen eine ministerielle Verordnung in Kraft getreten, welche die Ausbildung, Prüfung und staatliche Anerkennung von technischen Assistentinnen an medizinischen Instituten in gleicher Weise regelt, wie das in Preußen bereits seit August 1921 und in den thüringischen Staaten seit März 1925 der Fall ist.

Durch diesen Erlaß des Ministeriums des Innern in Dresden wird von Neuem das Interesse auf einen noch verhältnismäßig jungen Frauenberuf gelenkt, der für die berufstätige gebildete Frau wegen der staatlichen Abschlußprüfung und staatlichen Anerkennung von besonderer Bedeutung ist.

Die Vorbereitungszeit ist eine zweijährige und setzt abgeschlossene mittlere Reife (Lycealreife, Versetzung nach Obersekunda oder gleichwertige Schulvorbildung) voraus.

Während das wissenschaftliche Studium an den hierfür staatlich anerkannten Fachanstalten in Preußen zwei Jahre umfaßt und erst nach abgelegten Staatsexamen den Uebergang in die klinische Praxis vorsieht, ist der gleiche Bildungsgang in den thüringischen Staaten in zwei einjährige Kurse gegliedert, deren jeder einzelne mit einer staatlichen Prüfung abschließt, wobei jedoch erst die Absolvierung beider Kurse und Prüfungen die Verleihung der staatlichen Anerkennung zur Folge hat.

Im Gegensatz hierzu bringt die sächsische Verordnung eine sehr wesentliche Neuerung: Die Vorbereitungszeit umfaßt in Sachsen ebenfalls zwei Jahre, jedoch wird hier die gesamte wissenschaftliche Ausbildung an einer stattlich anerkannten Fachanstalt in 1½ Jahren durchgeführt; das vierte Halbjahr ist dagegen für eine ausschließlich praktische Weiterbildung in einem der Hauptfächer als volontärische Tätigkeit an einer Universitäts-Klinik, größerem Krankenhaus oder an der ausbildenden Anstalt selbst vorgesehen. Nunmehr erst erfolgt die Ablegung der Staatsprüfung, nach deren Bestehen vom Ministerium des Innern die staatliche Anerkennung ausgestellt wird.

Diese Neuerung bietet insofern großen Vorteil, als die Damen bereits vor dem Staatsexamen eine gewisse klinische Erfahrung erlangen, die ihnen bei der endgültigen Anstellung als technische Assistentin an medizinischen Instituten sofort zugute kommt.

Für die Zulassung zur staatlichen Prüfung sind erforderlich: Vollendung des 20. Lebensjahres, Reifezeugnis einer öffentlichen Höheren Mädchenschule oder einer gleichwertigen Bildungsanstalt, behördliches Leumundszeugnis, Nachweis der vorgeschriebenen zweijährigen Ausbildung.

Die Ausbildung erstreckt sich auf die Fächer: Chemie (analytisch, anorganisch, organisch) und Physik; Anatomie, Histologie, Physiologie mit mikroskopisch-anatomische Technik; Parasitologie und Serologie; klinische Chemie und Mikroskopie; Röntgenologie und Photographie.

Die analytische Chemie nimmt einen besonders breiten Raum des 1. Studiensemesters ein, da die Methoden der qualitativen, Gewichts- und Maßanalyse für die Anleitung zu genauer, peinlich sauberer und sorgfältiger Arbeit erfahrungsgemäß besonders geeignet sind. Eine gleichzeitige gründliche theoretische Unterweisung in analytischer, anorganischer und organischer Chemie vermittelt das wissenschaftliche Verständnis für die klinische Chemie und klinisch-chemische Mikroanalyse. Physik behandelt die Gebiete der Mechanik, Wärmelehre, Optik und Elektrizität unter besonderer Berücksichtigung der Strahlenlehre (Röntgenphysik). Während Anatomie sich mit dem menschlichen Skelett und den inneren Organen theoretisch und Physiologie mit den Funktionen der inneren Organe des Körpers beschäftigt, wird in Histologie praktisch das Konservieren, Härten, Einbetten und Schneiden an Gefrier- und anderen Mikrotomen (Paraffin-, Celloidin- und Gefrierschnitte) sowie das Färben von Organen, endlich deren mikroskopische Prüfung eingehend geübt.

Mit der Physiologie wird gleichzeitig die klinische Chemie und Mikroskopie zur gründlichen Kenntnis der üblichen Untersuchungsmethoden von Sputum, Harn, Magensaft, Stuhl, Blut usw. nebst chemischer Mikroanalyse mit behandelt.

Parasitologie und Serologie umfassen die allgemeine Bakteriologie und die Infektionskrankheiten; das bakteriologische Praktikum beschäftigt sich mit Herstellung von Nährböden, Farblösungen, mikroskopischem und kulturellem Nachweis von pathogenen und nichtpathogenen Bakterien, deren Züchtung sowie Tierversuchen, anschließend mit den serologischen Untersuchungsmethoden, Agglutinationsprüfung Widal, Wassermannsche Reaktion und Ausflockungsreaktion.

Die photographische Technik wird durch theoretischen Unterricht in Photochemie gelehrt und durch ein gleichzeitiges Praktikum (Aufnahmen, Entwickeln, Fixieren, Copieren, Herstellung von Diapositiven, Mikro- und Farbenphotographie) geübt.

Im Anschluß hieran und an die Röntgenphysik wird in Röntgenologie der praktische Gebrauch der modernen Röntgenapparate (Arbeiten mit gasfreien Colidge-Röhren) gelehrt und mit besonderer Betonung auf alle Maßnahmen und Vorkehrungen hingewiesen, die für den Schutz des Patienten und der Röntgenassistentin vor Schädigungen zu beachten sind. Röntgenphotographien (Platten, Filme) von Knochen, Gelenken und inneren Organen sind in großem Umfang auszuführen. —

Der Berufsstand der „Staatlich anerkannten Technischen Assistentin an medizinischen Instituten“ unterscheidet sich grundlegend von den sogenannten „Laboratoriumsgehilfinnen“ oder „Sprechstundenhilfen“, die nur einen kurzfristigen, zum Teil gar keinen wissenschaftlichen Lehrgang durchgemacht haben und niemals einen nur einigermaßen verantwortungsvollen Posten ausfüllen könnten. Für sie besteht keine Verwendung mehr. Mit Recht warnt daher auch der „Bund der Organisationen technischer Assistentinnen“ in Berlin vor dessen kurzfristigen Lehrgängen und betont mit allem Nachdruck eine gründliche Vollausbildung nach staatlichen Grundsätzen. Nur eine solche Ausbildung gewährleistet heute die Möglichkeit, bei Eignung und Arbeitsfreude eine auskömmliche und sozial gewertete Lebensstellung zu erringen. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß die technische Assistentin auch im Ausland geschätzt wird.

Wer sich von der heranwachsenden gebildeten Jugend diesem zurzeit als aussichtsreich und entwicklungsfähig angesehenen Beruf zuwenden will, sollte nicht verfehlen, sich an den zuständigen Berufsberatungsstellen Rat einzuholen, und die Ausbildung nur an Anstalten von anerkanntem wissenschaftlichen Ruf durchmachen. Nur so werden spätere Enttäuschungen vermieden werden.

Mastkuren.

Wenn Menschen durch eine schwere Erkrankung herabgekommen sind oder durch ihr besonderes körperliches und geistiges Leben den Reservevorrat ihrer Kräfte verbraucht haben, so versucht man im allgemeinen immer, sie dadurch wieder in die Höhe zu bringen, daß man sie während eines Landaufenthaltes einer Mastkur unterzieht.

Wenn nun schon der Landaufenthalt bei vielen in Betracht kommenden Fällen nicht immer durchzuführen ist, so ist auch der Zweifel der Patienten oft leider nur allzu sehr berechtigt, ob die Erfolge einer solchen Kur auch inmitten der Anstrengungen des Berufslebens erhalten bleiben.

Der vielfach geäußerte Wunsch, die Reservekraft des Organismus inmitten der Berufstätigkeit zu steigern, ist gewöhnlich identisch mit dem Verlangen nach einem gehobenen Allgemeinempfinden. Und jeder Arzt wird die Beobachtung bestätigen, daß das mächtige Stimulans, welches die allwöchentliche Gewichtszunahmen für die Seele des Patienten bedeutet, eine vielfache Steigerung seiner Wirksamkeit erfährt, wenn diese Gewichtszunahme ohne Unterbrechung der gewohnten Tätigkeit erfolgen.

Bei vielen hier in Betracht kommenden Fällen handelt es sich um fortschreitend chronische, zum Beispiel an Tuberkulose, Erkrankte, so daß die Untersuchungen der vom wissenschaftlichen Standpunkt geforderten Erhöhung des Grundumsatzes, die mit der Gewichtsabnahme parallel gehen soll, keine Richtschnur für die Therapie abgeben muß. Dem halbwegs Erfahrenen sind der Aspekt und das subjektive Befinden genug Fingerzeige für die Heilmethode und vor allem auch für den richtigen Verlauf der Behandlung.

Nun ist, wie Dr. Ladislaus Heumann in der Zeitschrift „Die Tuberkulose“ betont, die wichtigste Aufgabe einer Mastbehandlung, die konsequente Mitarbeit des jeweiligen Patienten zu erlangen. Ohne eine gewisse Aenderung der Lebensweise geht es natürlich nicht. In allererster Linie ist darauf zu sehen, daß die Hauptmahlzeiten unbedingt in vollkommen ausgeruhtem Zustande eingenommen werden. Am zweckmäßigsten wird also der im Berufe Stehende die Hauptnahrungszufuhr auf den Morgen und den Abend verlegen, und zwar so, daß er bei Einleitung der Behandlung nach der Morgenmahlzeit noch mindestens eine halbe Stunde ausruht und nach der Abendmahlzeit womöglich sofort ins Bett geht. Gegen das Ende der Kur kann die Ruhe nach der Morgenmahlzeit langsam abgebaut und auch nach dem Abendessen ein kleiner Spaziergang gestattet werden.

Was die Speisekarte anlangt, so muß ihre quantitative Zusammensetzung auf Grund der Gewichtstabelle jeweils individuell bestimmt werden. Empfohlen sei nur, was die qualitative Seite anlangt, sowohl früh als auch abends eine suppenlose, sonst aber komplette Mahlzeit zu nehmen, bestehend aus Braten mit eingebranntem Gemüse, aus gebackener Mehlspeise, Kakao und dickem Fruchtjam mit Zitronensaft. Statt Brot Bratkartoffeln ad libitum. Will man den Ansatz beschleunigen, so kann ein Kaffelöffel Malzextrakt vor oder nach jeder Mahlzeit wahre Wunder wirken. Anregungsmittel sind bei genauer Einhaltung der Vorruhe fast nie notwendig; im gegebenen Fall genügt ungezuckerter Tausendguldenkrauttee mit einigen Tropfen Zitronensaft kalt eine halbe Stunde von der Mahlzeit.

Für die Erzielung und Stabilisierung des entsprechenden Ansatzes ist in den meisten Fällen die Arsenmedikation nicht zu umgehen. Die Erfahrungen mit der Kombination Arsen-Triferrin (Knoll) waren in jeder Hinsicht befriedigend. Die organische Bindung des Arsens im Arsen-Triferrin läßt mit Sicherheit die Nachteile vermeiden, die den anorganischen Arsenpräparaten anhaften und die sehr häufig als Störung der Magen- und Darmfunktion beobachtet wurden. Arsen-Triferrin enthält noch die beiden Komponenten Phosphor und Eisen, wodurch das Kombinationspräparat nicht allein den Stoffansatz sichert, sondern auch im Sinne einer allgemeinen Zellaktivierung sich auswirkt.

Wenn auch jeder Einzelfall seine Eigenheiten aufweist, die den Arzt zwingen, in seinem therapeutischen Handeln sich ihnen anzupassen, hat sich doch für die meisten Fälle der Mastbehandlung folgendes Schema sehr gut bewährt: Erwachsene beginnen mit 3 Tabletten zu 0,3 Gramm täglich nach dem Essen und steigen wöchentlich um eine halbe Tablette, bis zur Dosis von dreimal 2 Tabletten. Mit je einer Tablette wöchentlich geht man hierauf bis zur Anfangsdosis zurück. Die Kur nimmt auf diese Weise ungefähr 10 Wochen in Anspruch und ist billig und leicht durchführbar.

Für die Bestimmung des Normalgewichts hat sich die amerikanische Formel am besten bewährt: Höhe mal Brustumfang in Zentimetern, dividiert durch 240, ergibt das Körpergewicht in Kilogramm. Von dieser Formel wird mit gutem Recht behauptet, daß sie das Gewicht der Leistungsfähigkeit aufzeigt. Wesentliches darüber erfordert Entfettungskur, wesentliches darunter Mastbehandlung.

Erfahrungen an weit über 100 Patienten ergaben folgendes: Die durchschnittlichen Gewichtszunahmen betrugen bei einer Behandlung von ungefähr 10 Wochen 5 bis 8 Kilo. In Anbetracht des Umstandes, daß die Patienten in der Ausübung ihres Berufes in keiner Hinsicht gehindert waren, ein sicherlich zufriedenstellender Erfolg.

Die Vererbung der Kurzsichtigkeit.

Auf dem soeben zuende gegangenen fünften internationalen Kongreß für Vererbungswissenschaft hielt unter anderem Dr. Czellitzer einen hochinteressanten Vortrag über seine durch siebenundzwanzig Jahre fortgesetzte Forschung zur Vererbung der hochgradigen Kurzsichtigkeit.

Diese lange Dauer hat nicht bloß gestattet 1000 Familien zu beobachten, d. h. das bei weitem größte Material zu erlangen, sondern gab auch die Möglichkeit, die verschiedenen Generationen derselben Familie in genau gleicher Weise selbst zu untersuchen.

Eine solche „Familienforschung“ erfordert natürlich Jahrzehnte und eine gewisse Ueberwindung der Verlockung, „interessante Familienstammbäume“ sofort zu veröffentlichen.

Dafür ist aber nunmehr Czellitzer möglich gewesen, die bisherigen Vermutungen über den Erbgang dieses Leidens richtig zu stellen und eine den Anforderungen der Erbmathematik genügende, allerdings recht komplizierte Erbformel aufzustellen.

C. hat festgestellt, daß die Kurzsichtigkeit bei Frauen häufiger vorkommt als bei Männern: unter hundert Trägern des Leidens finden sich etwa 43 Männer gegen 57 Frauen. Ferner gelang es ihm, die Rolle der etwaigen Blutsverwandtschaft der Eltern in exakter Weise festzustellen. Unter den Eltern kurzsichtiger Kinder gab es dreimal so viel blutsverwandte Paare, als sonst das Berliner Standesamt passieren.

Bekanntlich beruht diese Verknüpfung zwischen Blutsverwandtschaft und gewissen Krankheiten nicht, wie man früher glaubte, auf einer mystischen Schädigung durch die Inzucht als solche, sondern auf einer allzu großen Gleichartigkeit der Erbmasse; die Blutsverwandtschaft ist nur eine Gelegenheit, gleichartige Paare zusammenzuführen. Man hat früher von einer Sonderstellung der Erstgeborenen gesprochen, und, wie bei anderen Leiden, so auch bei der Kurzsichtigkeit das Schlagwort von der „biologischen Minderwertigkeit der Erstgeburt“ geprägt. Auf Grund seines großen Materials verweist C. dieses Schlagwort in das Reich der Legende, die auf einem mathematischen Fehler beruht. Auch der mehrfach behauptete Einfluß des Zeugungsalters der Eltern auf die Entstehung der Kurzsichtigkeit hat sich nicht bewahrheitet.

C. stellt in Aussicht, in derselben Weise wie er jetzt die Kurzsichtigkeit und vor fünf Jahren das Schielen bearbeitet hat, auch den Erbgang einer Reihe anderer Augenleiden, für die er ebenfalls seit Jahrzehnten Stammbäume sammelt, mit den durch Mendel geschaffenen Methoden klarzustellen.

Die Heilung der Knochenerweichung.

Die klinischen Prüfungen mit dem von Professor Windaus entdeckten antirhachitischen Vitamin haben in jüngster Zeit zu sehr beachtlichen Resultaten geführt.

So berichten Professor Beumer und Falkenheim aus der Universitäts-Kinderklinik in Königsberg, daß sie mit dem bestrahlten Ergosterin, welches als Vigantol in den Handel gebracht wird, bei rhachitischen Säuglingen ein überraschend schnelles Einsetzen der Rhachitisheilung hinsichtlich sämtlicher Symptome beobachten konnten. Die beiden Gelehrten schließen ihre in der Klinischen Wochenschrift veröffentlichte Mitteilung mit dem Hinweis, daß sich aus der bedeutsamen Entdeckung des antirhachitischen Vitamins weittragende Folgerungen ergeben dürften.

Auf leichte Weise wird man mit dem Präparat dem Körper große Mengen antirhachitisches Vitamin zuführen können. Man wird davon vor allem auch bei werdenden und stillenden Müttern Gebrauch machen, um sowohl die Mütter gegen die während der Schwangerschaft und der Stillperiode so häufigen Schädigungen des Knochenbildes und der Zähne zu bewahren, als auch um bei der Frucht die Anlage zur Rhachitis zu verhindern und ihrem Entstehen beim Brustsäugling vorzubeugen.

Daß in der Tat gegen die gefährliche Knochenerweichung, wie sie sich im Anschluß an Geburten nicht selten einstellt, mit dem genannten Vitamin ein ausgezeichnet wirksames Mittel entdeckt worden ist, beweist ein von Geheimrat von Krehl in der Heidelberger Klinik beobachteter Fall einer 48jährigen Patientin, die seit sieben Jahren an immer wiederkehrender Knochenerweichung litt. Im Sommer besserte sich bisweilen der Zustand, während im Winter der Patientin das Gehen überhaupt nicht möglich war, so daß sie einen Fahrstuhl benutzen mußte.

Als sie in die Heidelberger Klinik eingeliefert wurde, war sie schon seit Monaten bettlägerig und zeigte schwere Erscheinungen der Knochenerweichung. Schon nach zweiwöchentlicher Behandlung mit dem neuen Mittel wurden die Beschwerden gering, und nach drei Wochen konnte die Patientin am Stock frei herumgehen.

Kleine medizinische Rundschau.

Medizinische Tagung in Brüssel. In Brüssel fanden in diesen Tagen wie alljährlich die Journée medicales statt, zu der sich eine große Anzahl von Aerzten in der belgischen Hauptstadt zusammengefunden hatten. Bei der aus Anlaß der Tagung veranstalteten medizinischen Ausstellung waren auch deutsche Firmen vertreten.

Ehrung eines japanischen Gelehrten durch eine deutsche Universität. Der bekannte Tuberkulose-Forscher, Professor Sata, Osaka, der sich in seinen Vorträgen in Berlin und auf dem Tuberkulose-Kongreß in Bad Salzbrunn so warmherzig für enges wissenschaftliches Zusammenarbeiten zwischen der japanischen und der deutschen Gelehrtenwelt aussprach, hat dem weltbekannten Dresdener Hygiene-Museum einen Besuch abgestattet. Die Universität Freiburg hat den bekannten japanischen Gelehrten zum Ehrensenator ernannt.

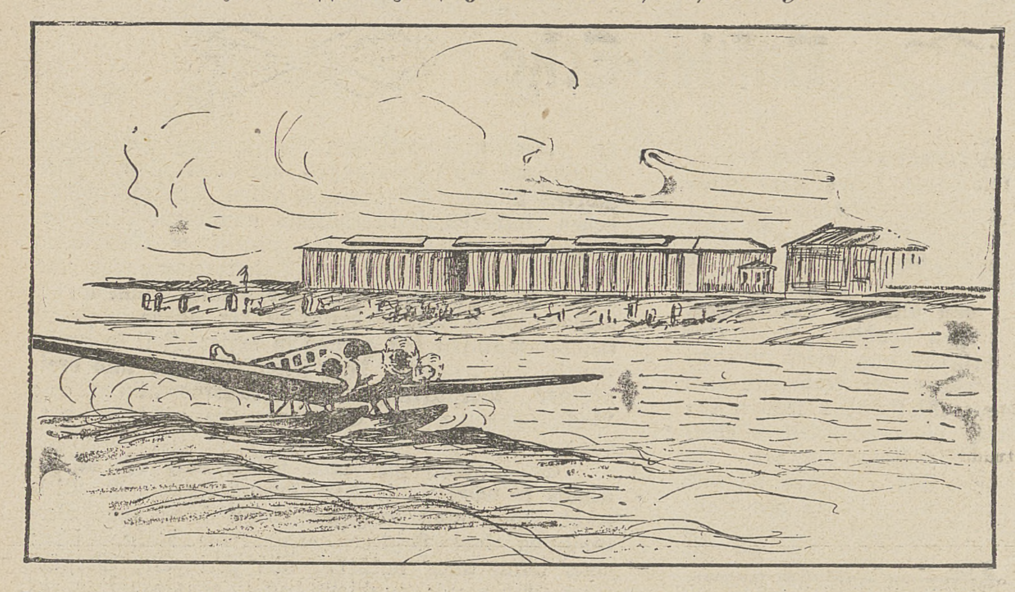
Ein internationaler Kongreß für psychische Hygiene. Zur Vorbereitung eines internationalen Kongresses für psychische Hygiene in Washington 1929 ist in Paris ein Organisationskomitee zusammengetreten, dem von deutscher Seite die Professoren Sommer-Gießen, Weygandt-Hamburg und Obermedizinalrat Roemer-Karlsruhe angehören.

Das Statens-Serum-Institut in Kopenhagen blickt soeben auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurück. Das weltbekannte Institut, das unter der Leitung Dr. Thorvald Madsens, des Präsidenten der Hygienesektion des Völkerbundes steht, ist führend nicht nur auf dem Gebiete experimenteller theoretischer Forschung in Bakteriologie und Immunitätswissenschaft, sondern auch als ein Zentrum der praktischen Bekämpfung der Infektionskrankheiten.

In Hamburg ist unter dem Namen **„Deutsche Forschungsanstalt für Tuberkulose zu Hamburg“** anläßlich der Nordwestdeutschen Tagung der Tuberkulose-Aerzte soeben ein neues Forschungsinstitut unter der Leitung des Direktors des Eppendorfer Krankenhauses, Professor Bauer, eröffnet worden.

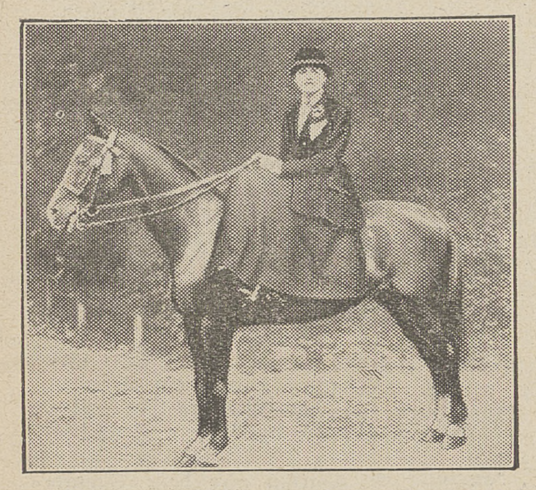
DIE·ZEITUNG·IM·BILD

Start zum Etappen-Ozeanflug von Norderney nach New York.



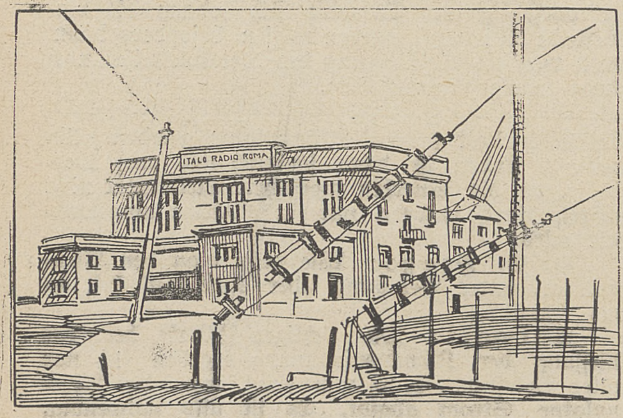
Die dreimotorige Junkermaschine G 24 startet von Norderney aus zum Steppen-Ozeanflug. Geführt wird die Maschine von den Piloten Rolf Starke, Fritz Loose und Karl Löwe. Die Flugroute geht von Norderney nach Lissabon und von dort über die Azoren und Neufundland nach New York. (Siehe Sportteil.)

Von Paris nach Berlin zu Pferde.



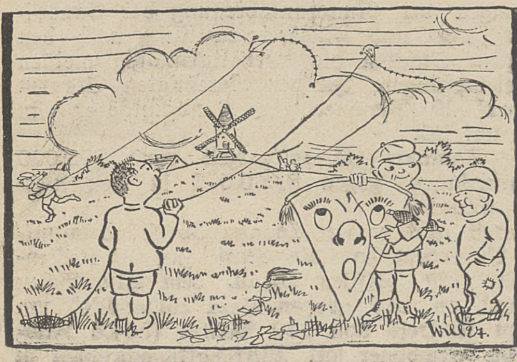
Gräfin d' Orange, die über Spa, Brüssel, den Haag nach Berlin ritt und zu Pferde nach Paris zurückkehren will.

Die neue Sendestation in Rom.



In Rom wurde kürzlich eine neue Sendestation eingeweiht, die von einer Berliner Gesellschaft im Auftrage der italienischen Postverwaltung erbaut worden ist.

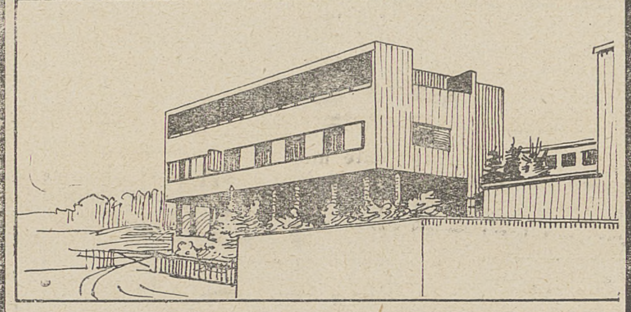
Der Drachen steigt . . .



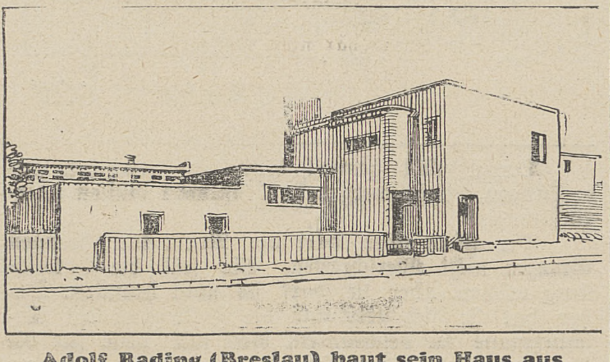
Das Herbstvergnügen der Jugend.

Häuser ohne Dächer.

Die Stadt Stuttgart läßt 60 Wohnungen von den ersten Architekten Europas bauen. Auf der Werkbundsiedelung bei Stuttgart wird zum ersten Male die neue Baukunst in größerem Maßstabe gezeigt. Diese Häuser und Wohnungen, von den führenden europäischen Architekten entworfen, werden nach Schluß der Ausstellung ihrer praktischen Verwendung zugeführt.



Das Haus der Ueberraschungen: Verschiebbare Wände, hängende Betonmöbel, versenkbare Betten, charakterisieren die Bauten von Le Corbusier-Genf.



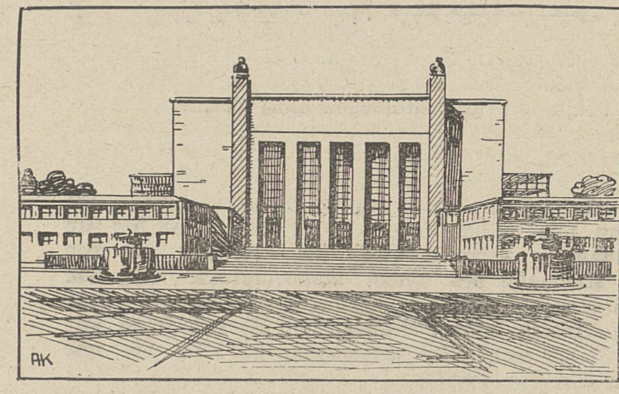
Adolf Rading (Breslau) baut sein Haus aus verschiedenartigen Würfeln.

Die schwimmende Jugendherberge.



Im Besitz des Gaues Brandenburg des deutschen Jugendherbergsverbandes.

Der Neubau des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden.



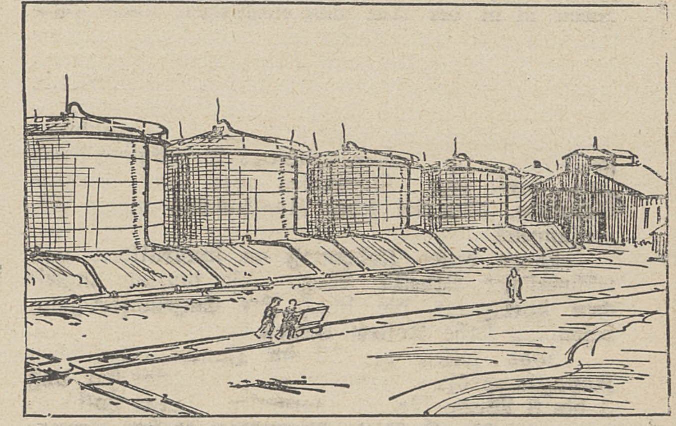
Nach dem Entwurf von Prof. Dr. Wilhelm Kreis.

Revolution in Mexiko.
Der jetzige Päsident Calles.



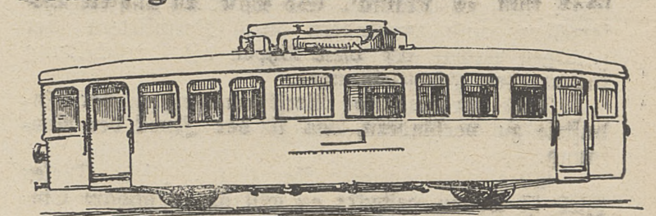
Die kommende Präsidentenwahl in Mexiko wirft ihre Schatten voraus. Die beiden Generäle Serrano und Gomez befinden sich mit ihren Truppen im Aufstand. Auch in der Hauptstadt Mexiko haben 3 Kompagnien gemeutert und unter Führung des Stadtkommandanten die Stadt verlassen.

Deutschlands größte Benzin-Tank-Anlage



auf der Halbinsel Eiswerder bei Spandau. Die ihrer Vollendung entgegengehende Anlage ist an einer 600 m langen Wasserfront errichtet. Die Tanks vermögen 35000 cbm Benzin zu fassen.

Neuartiges Verkehrsmittel im Harz.



Ein neuer Triebwagen wurde im Harz von der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahngesellschaft eingestellt. Konstruiert ist der Wagen von Generaldirektor Steinhoff. Der Triebwagen ist ein Auto auf Schienen. Die bequeme Inneneinrichtung ist besonders nennenswert.

Radio

 **Bastler-Ecke.** 

Normung im Rundfunk.

Jeder Bastler wird schon mehr als einmal empfunden haben, daß die riesengroße Zahl der verschiedenen Ausmaße der zum Bau benötigten Einzelteile eine Verteuerung der ganzen Bastelei mit sich bringt, sie zum mindesten ganz enorm erschwert. Wenn wir beispielsweise einen einfachen Kondensator in unserem Gerät gegen einen Nierenplattenkondensator umtauschen wollen, so ist das nicht mit der Anschaffung eines neuen Kondensators allein getan, wir müssen auch genau berechnen, ob der zur Verfügung stehende Platz nicht zu klein ist für die Ausmaße des neuen Kondensators. Daß wir unbedingt neue Befestigungslöcher in die gute Schaltplatte bohren müssen, das ist uns schon fast in Fleisch und Blut übergegangen. Und wie mit dem Drehkondensator, so verhält es sich auch mit allen anderen Einzelteilen des Gerätes: mit einem Austausch ist immer eine Veränderung des Aufbaues verbunden. Daß auf die Dauer solche Zustände nicht beibehalten werden können, ist klar, und so, wie man für andere Wirtschaftszweige eine einheitliche Normung herbeiführen will und herbeigeführt hat, so sind seit längerer Zeit auch Bestrebungen am Werke, die eine Normung im Rundfunk herbeiführen wollen. Ueber diese Bestrebungen und ihre Ergebnisse unterrichtet den Bastler ein fesselnd von Eduard Rhein geschriebenes Büchlein „Normung im Rundfunk“, das im Beuth-Verlag in Berlin erschienen ist, und in dem jeder Bastler allerhand Wissenswertes nicht allein nur über die Normung an sich, sondern auch über das Basteln finden wird. Wir bringen im Folgenden einige Ausführungen aus diesem Büchlein, die den Leser über das Wesen der Normung unterrichten werden.

„Normen im allgemeinen Sinne heißt vereinheitlichen. Im konstruktiven Sinne bedeutet es: Zurückführen aller bei der Entwicklung der verschiedenen Apparate entstandenen wilden Abmessungen und Formen auf eine Einheit oder eine Reihe von Einheiten, durch die allen vorkommenden technisch begründeten Forderungen Rechnung getragen werden kann.

Ihrem Inhalte nach unterscheidet man drei Hauptgruppen von Normen:

1. Normen für Form und Größe,
2. Normen für Güte und Werkstoff,
3. Normen für Bestellung und Lieferung.

In der Funkindustrie sind die Normen für Form und Größe von besonderer Bedeutung. Diese tritt schon bei einem der einfachsten Schaltelemente, dem Festkondensator, aufs krasseste in die Erscheinung. Die für diesen Apparat angewendeten Konstruktionen gehen in die Hunderte. Warum? wird jeder wirtschaftlich denkende Mensch sich fragen. Der Zweck ist in der Tat nicht einzusehen. Diese Vielfalt ist zum Teil durch die Entwicklung entstanden, zum Teil aber auch ihre Ursache in einem systemlosen Nebeneinanderarbeiten zu suchen. Allein ein halbes Dutzend Anschlußarten: Schraubklemmen, Federklemmen, Quetschklemmen, Schraubhülsen, Buchsen für Stecker, Lötösen! Befestigung durch zwei, drei, vier Schrauben oder eine zentrale Schraube. Und bei jeder Konstruktion andere Abmessungen!

Wozu dieses Uebermaß an konstruktiver und zeichnerischer Arbeit? Wozu diese tausend ungleichen Werkzeuge, die durch ihre Einzelanfertigung besonders hohe Kosten verursachen?

Was sollen die 50 im Handel erhältlichen Kapazitätsgrößen, nachdem es sich gezeigt hat, daß 6 bis 8 Werte für alle normalen Zwecke vollkommen ausreichen? Diese übermäßig großen Typenreihen verhindern zeit- und geldsparende Serienfabrikation und verteuern dadurch das einzelne Erzeugnis. Sie zwingen Hersteller und Händler zu größerer Lagerhaltung und entziehen so der Wirtschaft flüssiges Kapital. Sie erfordern längere Lieferzeiten und verhindern durch Zersplittern der geistigen Arbeit auf viele Typen die Durchbildung tatsächlicher Höchstleistungen.

Diese fortdauernde Verschwendung in der Industrie zu verhindern, das ist der Zweck der Normung.

Aber keineswegs ihr letztes Ziel. Dieses Ziel ist weiter gesteckt: es will austauschbare Einzelteile, ohne Rücksicht auf den Hersteller des Teils. Jeder Drehkondensator muß sich gegen einen anderen auswechseln lassen ohne die kleinste Aenderung an der Bauplatte. Und zu diesem neuen Drehkondensator soll der bisherige Drehknopf passen.

Damit nicht genug! Auch die elektrischen Abmessungen, Kleinstwert und Größtwert müssen übereinstimmen!

Bei allem aber darf die Norm ihre strengen Grenzen nicht überschreiten. Sie soll die Entwicklung ordnen, aber sie darf sie nicht hemmen. Daher hat sie sich stets auf die Festlegung der Anschlußmasse zu beschränken, weil nur diese für die Austauschbarkeit der Erzeugnisse von Bedeutung sind.

Normung ist wohl eine technische Aufgabe, aber sie ist in erster Linie eine wirtschaftliche Maßnahme. Und nicht immer ist das technisch Beste auch das wirtschaftlich Günstigere.

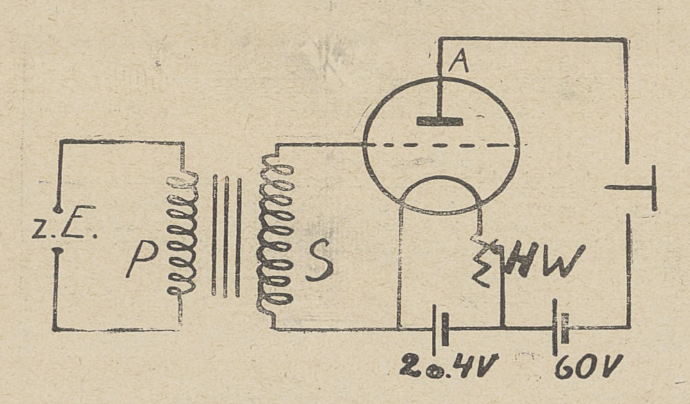
Widerstände mit einer Toleranz von + 2 Prozent sind besser als solche mit + 15 Prozent; aber für die Rundfunkzwecke würde kein Mensch den durch die bedeutend schwierigere Herstellung bedingten wesentlichen Mehrpreis zahlen wollen.

So stellt also jede Norm das Resultat technischer und wirtschaftlicher Ueberlegung dar und somit leider auch nicht in jedem Fall die technisch vorteilhafteste Lösung.“

Bau eines Niederfrequenzverstärkers.

Heute wird man ja wohl kaum noch einen Empfänger finden, der nur als Detektorempfänger mit Niederfrequenzverstärkung arbeitet, ergibt doch schon die Rückkopplungsaudionschaltung, bei der die oftmals lästige Detektoreinstellung fortfällt, einen ebenso starken Empfang, von anderen Schaltungen ganz abgesehen. Wir bringen trotzdem heute eine Bauanleitung zur Selbstherstellung eines Niederfrequenzverstärkers, weil erstens der Anfänger auch diese Schaltung und ihre Wirksamkeit kennen lernen muß, zweitens durch eine zweifache Niederfrequenzverstärkung des Detektorempfanges der Betrieb eines Lautsprechers sicher möglich ist, und weil drittens eine besondere Ausgabe für den Bastler mit dem Bau nicht verbunden ist, denn die hierzu verwendeten Einzelteile lassen sich bei der Ausführung anderer Schaltungen natürlich verwenden. Allein die Grundplatte wird, wenn man eine andere Schaltung baut, nicht mehr zu verwenden sein, deshalb wird man für sie auch nicht Hartgummi oder sonst ein wertvolles Isoliermaterial wählen, sofern man nicht beabsichtigt, sich mit der Niederfrequenzverstärkung zufrieden zu geben, sondern man wird ein paraffiniertes Holzbrett nehmen, das für diese Zwecke vollständig ausreicht.

Nun zum Bau des Niederfrequenzverstärkers! Das wichtigste Schaltelement ist der Niederfrequenztransformator. Heute gibt es zwar nicht mehr so viel schlechte Transformatoren wie vor Jahren, als noch Leute, die gar keine Ahnung von der Technik hatten, sich mit dem Bau von Transformatoren und sonstigen Einzelteilen befaßten, aber noch heute bleibt es empfehlenswert, sich nur ein zuverlässiges Fabrikat zu kaufen, will man nicht bei einer minderwertigen Ausführung durch Verzerrungen des Empfanges um den Genuß des Hörens kommen. Bei einem guten Transformator, dessen Uebersetzungsverhältnis annähernd 1:6 betragen soll, wird sich ein praktischer Unterschied zwischen der Reinheit des Detektorempfanges und des Empfanges nach der Verstärkung kaum wahrnehmen lassen. Die Fabrikation der Niederfrequenztransformatoren hat gerade in letzter Zeit so große Fortschritte gemacht, daß selbst bei zwei- und dreistufiger Verstärkung über Transformatoren eine Verschlechterung der Empfangsgüte nicht zu verzeichnen ist.



Es versteht sich von selbst, daß die Röhre genau so wichtig wie der Transformator ist. Vielleicht sogar noch wichtiger, denn selbst ohne Verwendung des Letzteren ergibt die Röhre schon eine, wenn auch natürlich viel geringere, Verstärkung. Aber wir mußten den Transformator zuerst anführen, weil er doch gerade an einer Transformatorenschaltung das Wesentlichste ist. Als Röhre kann jedes Verstärkerrohr verwandt werden. Nach den elektrischen Daten der gewählten Röhre richtet sich dann die Größe des Heizwiderstandes HW und des Heizakkumulators mit der Anodenbatterie. Zur Funkausstellung ist in diesem Jahre eine neue Röhre von Telefunken herausgebracht worden, die wir nur auf das Wärmste empfehlen können. Die neue Röhre RE 134 erfordert normalerweise 4 Volt Heizstromspannung, aber auch schon mit 2 Volt erhält man so respektable Ergebnisse, wie sie selten zu erzielen sind. Bei der Normalspannung von 4 Volt ergibt eine Anodenspannung von 20 Volt eine ganz prachtvolle Verstärkung, die sich bei 100 oder 90 Volt so sehr steigert, daß in den meisten Fällen schon mit einer Stufe Niederfrequenz Lautsprecherempfang möglich ist. Bei Verwendung der RE 134 erübrigt sich auch der Einbau eines Heizwiderstandes. Ein Ein- und Ausschalter genügt vollkommen, denn ein Schaden für die Röhre durch das unmittelbare Einschalten des vollen Heizstromes dürfte wohl nur theoretisch feststellbar sein.

Alles Weitere ist deutlich aus dem Schaltschema ersichtlich, so daß nur noch einige Worte über die Inbetriebnahme zu sagen blieben. Unseren Detektor stellen wir zunächst auf große Lautstärke ein, und dann erst schließen wir den Verstärker vorsichtig an. Es wird sich sodann die verstärkende Wirkung ergeben müssen, besonders dann, wenn wir die Abstimmung des Detektorkreises noch etwas nachgestimmt haben.

Fragen und Antworten.

G. B. Frage: Wann ist der Akkumulator geladen? Wie ist der Spannungsverlauf während der Ladung?

Antwort: Der entladene Akkumulator zeigt pro Zelle sofort, nachdem die Ladung begonnen hat, eine Spannung von 2,1 Volt, diese Spannung steigt langsam auf 2,4 Volt und dann schnell auf 2,6 Volt, danach geht die Spannungszunahme wieder langsam vor sich, und zwar bis 2,75 Volt. Bei 2,75 Volt ist der Akkumulator geladen. Ein weiteres Laden ist dann schädlich und auch überflüssig, da die fernerhin zugeführte Elektrizität nicht aufgespeichert, sondern nur in Wärme umgewandelt wird.

H. O. Frage: Wie mißt man den Akkumulator, unter Belastung oder ohne Anschluß an das Gerät?

Antwort: Die richtigen Werte bei der Messung der Klemmenspannung ergeben sich nur unter Belastung, d. h. nur dann, wenn der Akkumulator Strom abgibt. Es ist also notwendig, daß der zu messende Akkumulator an die Röhren angeschlossen ist. Ein nicht belasteter Akkumulator wird immer mindestens 2 Volt Spannung zeigen.

Aus aller Welt.

Canada. Canada besitzt nach den neuesten Aufstellungen der Rundfunkabteilung der Canadischen Schiffahrt und Fischereiverwaltung nach den Vereinigten Staaten die verhältnismäßig meisten Rundfunkempfänger. In den Vereinigten Staaten kommt auf 20 Personen ein Rundfunkhörer, in Canada auf 30.

In Canada gibt es zurzeit rund 300.000 Rundfunkanlagen, gegen 6,000.000 in den Vereinigten Staaten.

Zurzeit gibt es in Canada 55 Handelsfunkstellen. Außerdem hat die Regierung 48 Küstenfunkstellen am Stillen Ozean, dem Atlantischen Ozean und an den großen Seen eingerichtet, um in einem Umkreis von 500 Meilen (804,5 Kilometer) die Bewohner mit Wirtschaftsnachrichten zu versorgen.

Die Schreibmaschine jubiliert

Die Schreibmaschine feiert im Herbst dieses Jahres ihren 60. Geburtstag. Heute ist sie – wie Auto und Flugzeug – Ausdruck des Tempos unserer Zeit. Wie lange aber wird ihre Schnelligkeit den Bedürfnissen einer immer mehr hastenden Menschheit noch gewachsen sein?

Ebenso wie die Renaissance eine unvergleichliche Blütezeit der Kunst darstellt, so scheint auch der Technik eine Art Renaissancezeitalter beschieden zu sein. Es nahm seinen Anfang mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts und reicht, ohne Unterbrechung, bis in unsere Tage. Die letzten 125 Jahre haben, kraft der zahlreichen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen, die Formen des menschlichen Daseins vielleicht stärker verändert, als es früher in Hunderten von Jahren der Fall war. Viele Dinge, die uns jetzt als durchaus selbstverständlich erscheinen und die wir gar nicht entbehren können, wären noch unseren Urgroßeltern wie Wunderwerke vorgekommen. Man braucht nur daran zu erinnern, daß beispielsweise noch vor 25 Jahren in der Schule gelehrt wurde, ein Flugzeug, schwerer als die Luft, sei eine vollendete Unmöglichkeit und gehöre zu jenen lächerlichen und tragischen Problemen wie die Quadratur des Zirkels. Ebensowenig wollte man damals von einem lenkbaren Luftschiff etwas wissen. Inzwischen wächst die heutige junge Generation unter Eindrücken heran, die sie weite Reisen durch die Luft als das Natürlichste von der Welt betrachten lehren.

Wer vermöchte sich in unserer Zeit einen großen kaufmännischen Betrieb vorzustellen, in dem alles mit der Hand geschrieben wird, oder sich auszumalen, daß all die Hunderttausende und Millionen Briefe, die täglich die Post befördert, langsam und mühselig mit Tinte und Feder hergestellt worden seien? Die Schreibmaschine ist für uns längst ein unentbehrliches Werkzeug geworden. Es gibt kein Kontor, kein Amt, kein noch so kleines Büro mehr, in dem man sich nicht ihrer bedient, und die Riesenmaschinerie der Wirtschaft ginge erheblich langsamer, ja, sie hätte kaum ihre große Entwicklung nehmen können, wenn nicht eines ihrer wichtigsten Räder den hurtigen Antrieb durch die Schreibmaschine erhielte.

Dabei ist der Typenschreiber noch gar nicht einmal so alt! Allerdings ließ sich schon im Jahre 1714 der Engländer Mill ein Patent auf eine nicht näher beschriebene „Vorrichtung zur allmählichen Erzeugung geprägter Buchstaben auf Papier" erteilen. Aber seine Erfindung ließ sich praktisch nicht ausnutzen. Ein zweiter Versuch im Jahre 1784 in Frankreich betraf einen Prägeapparat zur Herstellung erhabener Blindenschrift. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in England und in Amerika verschiedene Patente auf schreibende Maschinen erteilt, keine von ihnen aber war ernsthaft verwendungsfähig.

„Fräulein Lehmann, schreiben Sie . . ."

Erst im Jahre 1867 konstruierten die amerikanischen Buchdrucker Shols und Soulé, die sich mit dem Mechaniker Glidden zusammengetan hatten, die erste tatsächlich brauchbare Schreibmaschine. Ursprünglich hatten sie die Absicht gehabt, eine Paginierstempelmaschine zu schaffen, allein während ihrer ziemlich mühseligen und langwierigen Versuche kamen sie allmählich darauf, eine Schreibmaschine zu bauen, und ihr Patent bildete hernach den Grundstock zur ersten Schreibmaschinenfabrik, die im Jahre 1873 den Bau und Vertrieb der Maschinen übernahm.

In Amerika, wo man praktischen Neuerungen gegenüber stets empfänglich gewesen ist, fand die Maschine verhältnismäßig schnell Eingang. Freilich ließen sich die Modelle der siebziger Jahre, die, plump und ungefüge, erheblich langsamer schrieben, als wir es heute gewohnt sind, mit den späteren, verbesserten, Maschinen kaum vergleichen. Man hatte damals noch keine Ahnung von „sichtbarer Schrift". Die Tastatur war nicht übermäßig praktisch angeordnet, das Hebelwerk kompliziert und die Leistungsfähigkeit infolgedessen sehr begrenzt. Aber nichtsdestoweniger bildete die Schreibmaschine einen ungeheuren Fortschritt, bot sie doch die Möglichkeit, nicht etwa mit Zeitverlust, sondern sogar mit Beschleunigung die auf jeden Fall viel besser lesbare Druckschrift in Anwendung zu bringen.

Nachdem Amerika zum größten Teil von der neuen Erfindung erobert war, drang sie bald darauf in England ein. Minder schnell waren die Fortschritte auf dem Kontinent. Hier wurde jahrelang die Schreibmaschine mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet und anfangs bildete besonders der als zu hoch angesehene Anschaffungspreis ein Hindernis für ihre Aufnahme. In den sechziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts pflegte man auch in größeren industriellen oder kaufmännischen Betrieben äußerst sparsam zu wirtschaften und hätte es für Verschwendung gehalten, einer Neuanschaffung etliche hundert Mark zu opfern, nur, um die Schreibarbeit zu beschleunigen und zu verbessern.

Vor hundert Jahren brauchte der Kaufmann noch nicht mit seiner Zeit zu sparen.

Erst allmählich begannen auch auf dem europäischen Festland die Vorzüge der Schreibmaschine allgemein anerkannt zu werden und da waren es dann in erster Linie Deutschland sowie die skandinavischen Länder, die voranschritten. In Deutschland hat hierzu der rapide wirtschaftliche Aufschwung nach dem Kriege von 1870 beigetragen.

Mit der Einführung der Schreibmaschine war auch die Entstehung neuer Berufe verbunden. Vor allem der der „Klapperschlange", der flinken Stenotypistin, die den ehemaligen Kontoristen abgelöst hat. Es zeigte sich, daß zur Bedienung der Schreibmaschine weibliche Kräfte sich in den meisten Fällen als geeigneter erwiesen, und nahezu auf der ganzen Welt haben denn auch überall Frauen eine Art Monopol in diesem Beruf.

Aber noch eine zweite Berufskategorie ist eng mit der Schreibmaschine verknüpft, nämlich die der Abschreibebüros. Sie sind gewissermaßen Nachfolger des mittelalterlichen „Briefschreibers" geworden, der ehemals, als noch ein großer Teil der Bevölkerung die Kunst des Lesens und Schreibens nicht beherrschte, in Aktion treten mußte, um Briefe bzw. Dokumente abzufassen.

Auch diese Abschreibebüros, die vielfach benutzt wurden und auch heute noch benutzt werden, sind dem Aussterben geweiht. Je stärker die Schreibmaschine aufhört, nur Büroutensil zu sein und auch sozusagen in den Haushalt eindringt, um so weniger benötigt man diese Büros, die wahrscheinlich in etlichen Jahrzehnten ganz verschwunden sein werden.

Unter den mannigfachen Verbesserungen, die die Schreibmaschine im Laufe der Jahre aufzuweisen hatte, sind solche gerade der letzten Zeit besonders bemerkenswert. So ist neuerdings eine Schreibmaschine mit elektrischem Antrieb in den Handel gebracht worden, die durch gleichmäßigen Anschlag aller Typen ein ausgeglichenes Schriftbild erzeugt, stark erhöhte Schreibgeschwindigkeit ermöglicht und selbst bei hoher Inanspruchnahme lange Lebensdauer gewährleistet. Allerdings ist eine solche elektrisch betriebene Schreibmaschine nicht gerade billig und kommt wohl nur für größere Betriebe, die sich diesen Luxus leisten können, in Frage.

Ferner ist vor einigen Jahren die sogenannte „Buchhaltungsmaschine" konstruiert worden, ein wahres Wunderwerk ihrer Art! Diese Maschine schreibt nicht nur wie jede andere Schreibmaschine, sondern sie addiert und subtrahiert gleichzeitig während des Schreibens, und zwar vertikal und horizontal. Addieren und Subtrahieren sind automatische Nebenprodukte des Schreibens. Die Anzahl der Rubriken, in denen Zahlen addiert oder subtrahiert werden können, wird nur durch die Wagenbreite begrenzt. Die Maschine fertigt Zahlenaufstellungen jeder Art mit beliebig vielen Kolonnen an jeder gewünschten Stelle in jeglicher Art an. Es gibt Modelle dieser Maschine, bei denen es möglich ist, mit dem senkrechten Zählwerk zu addieren, während das wagerechte Zählwerk subtrahiert, oder umgekehrt.

Interessante Versuche sind vor kurzem in Amerika mit einer Maschine gemacht worden, die — mit Stenogrammschrift — in Verbindung mit einem Diktaphon arbeitet, so daß das gesprochene Wort automatisch durch die Maschine sogleich zu Papier gebracht und auf diese Weise menschliche Arbeitskraft überhaupt entbehrlich wird. Diese Maschine ist allerdings noch nicht im Handel, sondern ihre Konstruktion bedarf verschiedener Verbesserungen. Es wird nur eine Frage absehbarer Zeit sein, daß hier der Erfindergeist seinen letzten, höchsten Triumph feiert. Vielleicht wird man dazu gelangen, daß manuelle Betätigung vollkommen erspart wird, und eine künftige Generation wird es vielleicht überflüssig finden, die Kinder das Schreiben zu lehren.

Dr. Friedrich Lange.



Heutzutage vermag man sich einen Großbetrieb ohne Schreibmaschinen gar nicht mehr vorzustellen.

Der Kleinsiedler.

Für Haus, Hof und Garten.

Wanzen als Pflanzenfresser.

Von unseren heimischen, auf Pflanzen lebenden Wanzen sind die meisten dem Gärtner willkommen, da sie Insekten und deren Larven verzehren. Nur wenige nähren sich von Pflanzensäften und treten gelegentlich als Schädlinge auf. Von ihnen dürfte am bekanntesten die **Kohlwanze** (Abb. 1) sein. Sie gehört zu den Schildwanzen (Pentatormiden) und ist schön metallisch grün gefärbt. Die helleren Zeichnungen wechseln in Anzahl und Färbung; diese bewegt sich von Weiß über Gelb und Orange bis zum hellen Blutrot. Ihre Eier legt die Kohlwanze wie alle Pentatormiden in Gruppen auf die Blätter der Nährpflanzen. Die jungen Larven sind bei allen Wanzen dem entwickelten Tier schon sehr ähnlich, denn sie gehören zu den Insekten mit unvollkommener Verwandlung, nur haben sie keine Flügel. Sie sind oft weit schöner gefärbt, als die voll entwickelten Tiere.

Die Schädlichkeit der Kohlwanze erstreckt sich auf alle Kohlarten und verschiedene andere kultivierte Kreuzblütler; sie soll besonders durch Saugen an den Herztrieben und Blüten und an den jungen Pflanzen, wenn sie in Menge auftritt, bedenklichen Schaden anrichten können. Wie auch bei anderen Insekten beobachtet ist, gehen sie mitunter von kreuzblütigen Unkräutern auf die Kulturpflanzen über und sollen in der Not sogar Kar-



toffeln, Salat und Spargel nicht verschonen. Verwandte Arten derselben Gattung leben ähnlich wie die Kohlwanze. Sie ist über ganz Europa verbreitet.

Die Familie der **Blindwanzen** (Capsiden) liefert drei Vertreter, die sich als Schädlinge bemerkbar machen: Die **zweipunktige Wiesenwanze** (Abb. 2) und die **grüne Schmalwanze** (Abb. 3). Die erste Art sieht gelbgrünlich aus, der Kopf mit den dunklen Augen, das Schildchen und der vordere Teil des Halsschildes mehr nach Gelb zu neigend, auf dem Halsschilde stehen meist zwei kleine schwarze Punkte. Schwarz sind auch die Fußenden und äußerst feine Pünktchen nach der Schenkelspitze zu. Rötliche Streifen zieren manchmal die Flügeldecke. Sie ist über ganz Europa verbreitet und lebt an Feldrainen und grasigen Triften auf verschiedenen wildwachsenden Pflanzen. Ihre Schädlichkeit besteht darin, daß besonders die Larven in den Blüten des Kopf- und Blumenkohls und der Levkojen die Griffel anbohren, wodurch der Samenertrag beschränkt oder verhindert wird.

Die **Wiesenschmalwanze** kommt in sehr verschiedenen Farbentönungen meist auf Beifuß vor. Die Grundfarbe ist entweder bräunlich, gelblich, rötlich oder grünlich; auf den Flügeldecken befinden sich schwärzliche und rötliche Punkt- und Strichzeichnungen, der Halsschild hat vorn und an den Hinterecken je zwei dunkle Punkte und das lebhaft gelbe Schildchen einen veränderlichen schwarzen Mittelgrundfleck. Die rotgelben Beine sind an den Schenkelenden mit zwei schwarzen Ringen verziert. Diese Wanze ist wiederholt in Fuchsienkulturen schädlich geworden, deren Blätter und Knospen sie ansticht, so daß letztere abfallen, erstere sich schwarz färben.

Etwas kleiner und schmäler als die Wiesenwanze ist die **grüne Schmalwanze**. Ihr fehlen die schwarzen Zeichnungen auf Halsschild und Schenkelenden. Auch sie ist in ganz Europa häufig anzutreffen und lebt auf Erlen und Weiden. Schaden richtet sie an jungen Rosentrieben an, die nach ihrem Stich verkrüppeln.

Wann und wo bietet Brache Vorteile?

Die Betriebsschwierigkeiten, unter denen die Landwirtschaft in den letzten Jahren zu leiden hatte, haben neben anderen unerfreulichen Erscheinungen die schwerverständliche Empfehlung der Rückkehr zur Brache gezeitigt. Unter Brache versteht man bekanntlich das Liegenlassen eines Feldes ohne Ansaat, um Zeit für die Bodenbearbeitung und Düngung zu gewinnen und den Boden durch Verwitterung zu kräftigen. Auch die Vertilgung der Unkräuter und die Verbesserung des physikalischen Bodenzustandes wird auf diesem Wege erstrebt. Ob er der richtige ist, darüber gehen die Ansichten der Landwirte weit auseinander. Zu viele Ursachen sind in Wirkung und Wechselwirkung am Ergebnis der landwirtschaftlichen Betriebsführung beteiligt, um in dieser Frage eine kurze, allgemeingültige Formel aufstellen zu können. In Deutschland handelt es sich dabei um eine Frage des **Klimas** hinsichtlich Wasser und Wärme, des **Bodens** hinsichtlich Wasser und Lage und vor allem des **Kapitals**, nach dem sich die Arbeitsleistung durch Maschinen regelt. Im Gärtnereibetriebe und im Feldgemüsebau mit künstlicher Beregnung gibt es selbst auf schwerstem Boden keine Brache, weil hier das Betriebskapital zur Bestellung der gesamten Fläche ausreicht. Aber nicht nur in der Nähe der Großstädte ist der Boden bei uns zu teuer, um zeitweise brach zu liegen.

Wenn die Wirkung der Brache auf andere billigere Weise ohne Ertragsausfall auch zu erzielen wäre, dann ließe sie sich nicht mehr rechtfertigen. Das soll in Kürze geprüft werden. Die Bodenwendung durch wiederholtes Pflügen und die Bearbeitung mit Grubber, Egge und Walze in Pausen sollen die mineralischen Nährstoffe des Bodens durch stärkere Luftzufuhr löslich machen oder „aufschließen". Es sind Verwitterungsvorgänge, die man mit der Brache fördern will. Diese vollziehen sich nach jeder dem Boden Luft zuführenden Pflugfurche, durch die Sprengwirkung des Eises in der Winterfurche, vor allem aber durch die Lösungskraft der Kohlensäure, die von den lebenden Pflanzenwurzeln und den humuszehrenden Bodenbakterien ausgeschieden wird. Die Feldfrucht nutzt diese Kohlensäure, soweit sie in die Atmosphäre entweicht, im grünen Pflanzenblatt aus. Bei der Brache, die Zeit und Geld kostet anstatt Ertrag zu bringen, geht dieser überschüssige Pflanzennährstoff in Gasform verloren. In diesem Punkte bietet die Brache also keinen Vorteil. Regelrechte Bodenbearbeitung mit Tiefflügen vorm Winter zum Durchfrieren und eine kohlensäureerzeugende Stall- oder Gründüngung mit häufiger Bodenlüftung durch Hackkultur vermögen sie zu ersetzen. Nährstoffarmer, aus reiner Kieselsäure bestehender Boden kann auch bei bester Lüftung nichts hergeben.

Als weiterer Grund für die Brache führt man das Ruhebedürfnis des Bodens an. Dieses gibt es aber beim toten Boden, den Mineralien, ebenso wenig wie bei seinen kleinen Bewohnern, den Bakterien, die den Pflanzenwurzeln die Speisen zubereiten. Verbrauchte Nährstoffe ersetzt man durch Düngung heute billiger als durch Brache und für die Bodenbakterien bietet der bebaute Boden nicht weniger gute Bedingungen des Lebens und der Vermehrung als der brachliegende. Sie sorgen für dauernde Bodengare, wenn in regelmäßigem Wechsel Pflanzen angebaut werden, die den Boden beschatten. So bringen Hackfruchtbau mit Stalldünger und Hülsenfrucht- oder Oelfruchtbau, richtig zwischen Getreide eingeschaltet, auch den bindigen, milden Lehmboden in eine Gare, wie sie keine Brache besser herstellen kann. Nur ganz schwere, humusarme Ton- und Lehmböden, bei denen man die Stunde des Krümelns genau abpassen muß, verlangen noch eine Nachhilfe durch Brache, bis sie Kalk, Humus und fleißige Bearbeitung kulturfähiger gemacht haben. Stalldung kann man durch die Brache aber nicht sparen, denn in humusarmem Boden entwickelt sich keine Kohlensäure, weil die Bodenbakterien darin nichts zu verbrennen finden, und die Kohlensäure ist es, die den Boden auftreibt und lockert. Die Aufgabe der Brache als einer Maßnahme gegen das Unkraut übernimmt schließlich der Hackfruchtbau mit vollem Erfolg.

Der moderne Landwirt macht es sich zur Richtschnur, das Land, das er mit dem Pfluge bearbeitet, zu Höchsterträgen zu bringen und diese Fläche lieber zu verkleinern als schlechter zu bearbeiten und zu düngen. Bei diesem Streben scheint ihm das Brachliegen eines Teiles seiner Fläche oft das kleinere Uebel zu sein. Es fragt sich aber, ob es in solchem Falle nicht besser wäre, das Gleichgewicht zwischen Grundfläche und Betriebskapital durch Verpachtung, Luzerneansaat oder Weide herzustellen. Das ausgeschiedene Pacht- oder Grünland bringt wenigstens Ertrag und verlangt doch keine Arbeit. Auch mit dem Mehrertrag der Kulturen nach der Brache kann man diese nicht mehr verteidigen, wenn man weiß, daß beim Vergleiche von Fruchtfolgen mit und ohne Brache die ersten mit Fehlbeträgen abzuschneiden pflegen. Auf leichteren und mittleren Böden, auf denen der Hackfruchtbau aus irgendwelchen Gründen zurücktreten muß, und in Wirtschaften, in denen Kleeweide mit nachfolgender Winterung die Fruchtfolge abschließt, kann man eine Sommerbrache nach Mähklee, Grünwicken oder vor Pflanzwrucken rechtfertigen. Das Opfer einer Vollbrache ist nur auf ganz schweren und unkrautwüchsigen Lehm- und Tonböden in ungünstigem Klima oder entlegener Gegend zulässig.

Eine Kultur, die an keine Jahreszeit gebunden ist.

Zur Pilzzeit liegt uns oft der Gedanke nahe: es ist doch schade, daß die Pilzernte so abhängig von Feuchtigkeit und Wetter ist. Wie wäre es, wenn man auch hier künstliche Kulturen versuchte, die von dem Samenstande und anderen Naturbedingungen unabhängig sind. Diese Erfindung ist längst gemacht, aber nur einen Pilz gibt es, der sich diesen Wünschen fügt: der Champignon. Man kann ihn zu jeder Zeit züchten, auch im Herbst und Winter. Es gehört dazu nur ein passender Raum mit möglichst gleichmäßiger Temperatur, dem man nach Bedarf frische Luft zuführen kann, und Pferdedung. Noch besser eignet sich Eseldung, dieser dürfte aber den meisten Champignonfreunden unerreichbar sein. Die Beschaffenheit des Dunges, der den Nährboden für die Pilze abgeben soll, ist sehr wichtig für das Gelingen der Kultur. Man suche zu erfahren, womit die Tiere, von denen er stammt, gefüttert wurden. War es Grünfutter, Wiesengras usw., so ist der Dung für die Champignonkultur ungeeignet. Mit Trockenfutter, Heu usw. müssen die Tiere ernährt gewesen sein. Ferner achte man darauf, daß sich keinerlei frische Pflanzenabfälle und dergleichen unter den Dung gemischt haben. Er muß kurz und nicht zu strohig sein.

Man setzt den Dung auf einen Haufen, tritt ihn leicht an und bedeckt ihn mit einigen alten Brettern. Hat er sich nach ein paar Tagen erwärmt, so setzt man den Haufen um, d. h. man bringt ihn auf eine andere Stelle, wobei man das Aeußere nach innen bringt. Dieses Verfahren wiederholt man einigemal. Ist der Dung zu trocken, um sich genügend zersetzen zu können, so gießt man ihn mit warmem Wasser etwas an. Er ist gebrauchsfertig, wenn er seinen starken Ammoniakgeruch verloren und einen feinen Pilzgeruch angenommen hat, wenn alle Strohteile mürbe geworden sind und er in der Zersetzung begriffen ist, jedoch seinen höchsten Wärmegrad bereits überschritten hat, wenn er eine gleichmäßig braune Färbung angenommen hat und so durchzogen ist, daß man ihn gleichsam formen könnte. Er muß feucht sein, aber nicht wässerig.

Aus solchem Dung formt man in dem Stall oder Keller dammartige Beete. Sie können mit Brut „gespickt" werden, wenn sie im Innern 25 bis 30 Grad Celsius zeigen. In kühle Beete gepflanzt wächst trockene Champignonbrut selten gut an. Diese besteht aus feinen, weißen Fäden, den Mycelfäden, die ihren früheren Nährboden durchzogen haben. Sie riechen genau wie der Pilz selber, daran prüft man ihre Echtheit und Güte. Mit einem Holze bohrt man in 20 Zentimetern Abstand fingertiefe Löcher, in die man die Brut etwa in Eigröße legt. Darauf deckt man Dungerde darüber und drückt vorsichtig, aber fest an. Auf das Geviertmeter Beet rechnet man 1 bis $1\frac{1}{2}$ Kilogramm Brut. Jetzt bleibt das Beet 14 Tage lang bis drei Wochen unberührt. Ist der Raum sehr hoch, dann empfiehlt es sich, Strohdecken oder Säcke darüber zu breiten. Haben die weißen Pilzfäden das ganze Beet durchsponnen, dann mischt man eine feuchte Erde aus je einem Teil Gartenerde, Lehm und Kalkschutt, siebt sie und bringt sie zwei Finger hoch gleichmäßig verteilt auf das Pilzbeet. Mit dem Spaten klopft man sie leicht an.

Nun ist noch dafür zu sorgen, daß die Beetoberfläche nicht trocknet, sondern gleichmäßig feucht bleibt. Erfahrene Züchter gießen weniger die Beete selbst, als die Umgebung, den Fußboden, die Wege, die Wände, wodurch eine feuchte Luft entsteht. Denn wie bei allen Pilzen gehört auch bei den Champignons zu ihrem Wachtsum und Gedeihen Wärme und Feuchtigkeit. Gibt man ihnen diese, dann schießen sie wie Pilze aus der Erde!

Nach etwa 14 Tagen, wenn die Temperatur nicht zu niedrig war, erscheinen die Champignons als kleine Pünktchen in großer Menge. Um ihre Ausbildung zu fördern, bestreut man sie dünn mit feingesiebter Erde. Sie entwickeln sich jetzt sehr schnell und bringen wochenlang — 8 bis 10 Wochen — ununterbrochen reiche Ernten. Das Abnehmen der Pilze geschieht derart, daß man sie am Hute faßt, durch Links- und Rechtsdrehen lockert und dann heraushebt, niemals herausreißt. Abschneiden soll man die Pilze nur, wenn das Ausdrehen nicht gelingt.

Spalierbäume dürfen nicht über die Mauer wachsen.

Wer eine niedrige Mauer mit Spalierbäumen bepflanzen will, kann dies nur in der Weise tun, daß er niedrige Formen wählt. Man gibt den Bäumen der Höhe der Mauer entsprechend möglichst viele Leitäste. Mauern von 1,50 Meter Höhe wird man z. B. nicht mit senkrechten Schnurbäumen bepflanzen, sondern dazu U-Formen oder vierästige Verrierpalmetten, etwa auch sechsästige Palmeten bei entsprechend gutem Boden verwenden. Solange die Form mit der Mauer abschließt und keine Schmarotzertriebe vorhanden sind, die über die Mauer hinauswachsen, bleiben die Fruchtzweige bis untenhin lebenskräftig. Dagegen werden Spalierbäume, die über die Mauer wachsen, unten kahl, während die frei von Licht und Luft umspülten oberen Triebe sich üppig entwickeln. Selbst durch sorgfältigen Schnitt ist es dann nicht zu vermeiden, daß die unteren Fruchtzweige absterben.

Fragen und Antworten.

A. E. in Kr. Frage: Meine Ziege ist seit einiger Zeit mit Ausschlag behaftet. Es hat beim Kopf und den Füßen angefangen und geht nun über den ganzen Körper. Später fallen dann die Haare aus. Die Freßlust ist gut. Was ist dagegen zu tun?

Antwort: Rote Hautstellen, die sich mit Schuppen bedecken, treten bei Ziegen manchmal in schlechten Stallungen oder bei mangelhafter Hautpflege auf, namentlich wenn die Tiere gelegentlich naßregnen; sie lassen sich durch Lanolineinreibungen und regelmäßiges Kämmen und Bürsten beseitigen. Zeigen sich jedoch trockene, kleieartige Schuppen an Lippe, Nase, Augenränder und Ohren, die sich immer mehr verdicken und die Haut rissig und unrein erscheinen lassen, und fällt schließlich das Haar aus, so liegt Räude vor, die durch Grabmilben hervorgerufen wird. In schweren Fällen sterben die Ziegen an dieser Krankheit, stets magern sie ab und geben weniger Milch. Die Bekämpfung der Milben leitet man am besten mit Abschneiden des Haarkleides ein. Dann trägt man Schmierseife auf die Haut auf, um die Krusten zu erweichen. Dabei muß man aber die Lippen und Augen schonen, weil die Seife die Schleimhäute reizt. Man läßt die Seife einen Tag lang wirken, dann weicht man sie mit lauwarmem Wasser ab und reibt nach dem Entfernen der Krusten die nasse Haut mit einem Tuche trocken. Am nächsten Tage reibt man die befallenen Stellen mit fünfprozentiger Kreolin- oder Teersalbe ein. Diese Behandlung setzt man bis zur völligen Heilung fort. Inzwischen ist das Tier kräftig zu füttern und in einem trockenen, warmen Stall unterzubringen. Von anderen, noch gesunden Tieren hält man das kranke fern. Sollten einzelne Milben der Behandlung entgehen und sich später von neuem bemerkbar machen, wiederhole man sofort das Heilverfahren.

O. Z. in S. Frage: Wie vertilgt man die in diesem Jahre massenhaft auftretenden Engerlinge?

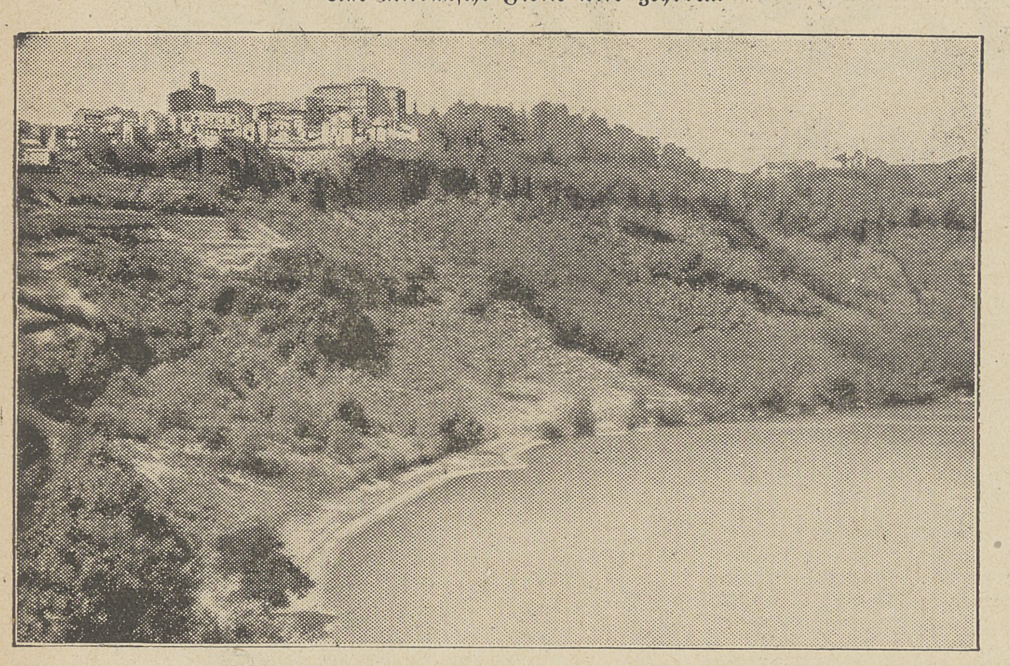
Antwort: Maßnahmen gegen die Engerlingplage sind: Tiefes Pflügen oder Graben im Herbst, möglichst in Gegenwart von Hühnern. Ihnen helfen Stare und Saatkrähen fleißig beim Auflesen der Schädlinge. Nach der Bodenbearbeitung streue man Kainit oder Kalkstickstoff. Auch die Bodendesinfektion mit Schwefelkohlenstoff wird empfohlen. Auf das Geviertmeter Bodenfläche bringt man davon 40 bis 50 Kubikzentimeter in 6 bis 8 etwa 10 Zentimeter tiefe Löcher. Ueber die Wirksamkeit des Verfahrens sind die Meinungen geteilt. In kleinen Verhältnissen kann man vorteilhaft mit Düngerhaufen oder Gruben, die mit Stalldung gefüllt werden, arbeiten. Sie üben große Anziehungskraft auf die Engerlinge aus. Wenn man sie im Frühjahr untersucht, fallen sie einem in Menge in die Hände.

S. N. in H. Frage: Gibt es außer Ablesen noch ein anderes Mittel gegen die diesjährige Raupenplage?

Antwort: Das Zerdrücken der Eier hätte vielleicht weniger Arbeit verursacht. Mit Spritzmitteln kommt man diesen Zerstörern leider schlecht bei. Arsenmittel kann man bei Gemüse wegen der Giftgefahr nicht anwenden. In Frage kommen Spritzen mit Tabakseifenlösung, Quassiaseifenlösung, Dufourschem Mittel und Chlorbaryumlösung, Stäuben mit frisch gelöschtem Kalk, Holzasche, Thomasmehl und Kalisalzen auf die taufeuchten Pflanzen. Ueber die genannten Lösungen finden Sie genaue Gebrauchsanweisungen im 46. Flugblatt der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem, das für 10 Pfennige zu haben ist.

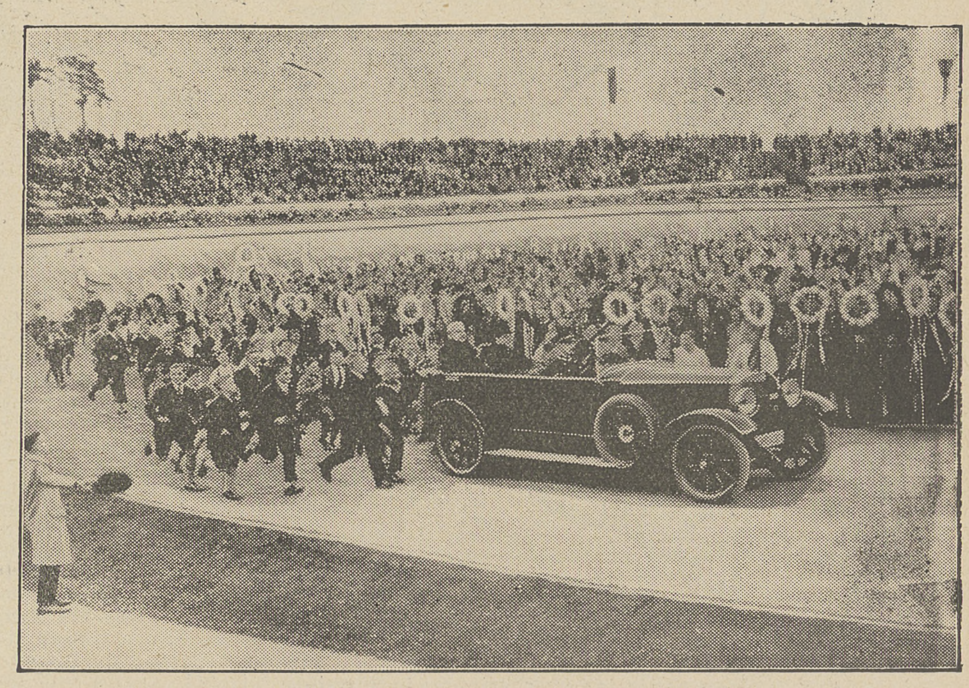
DIE · ZEITUNG · IM · BILD

Eine altrömische Flotte wird gehoben.



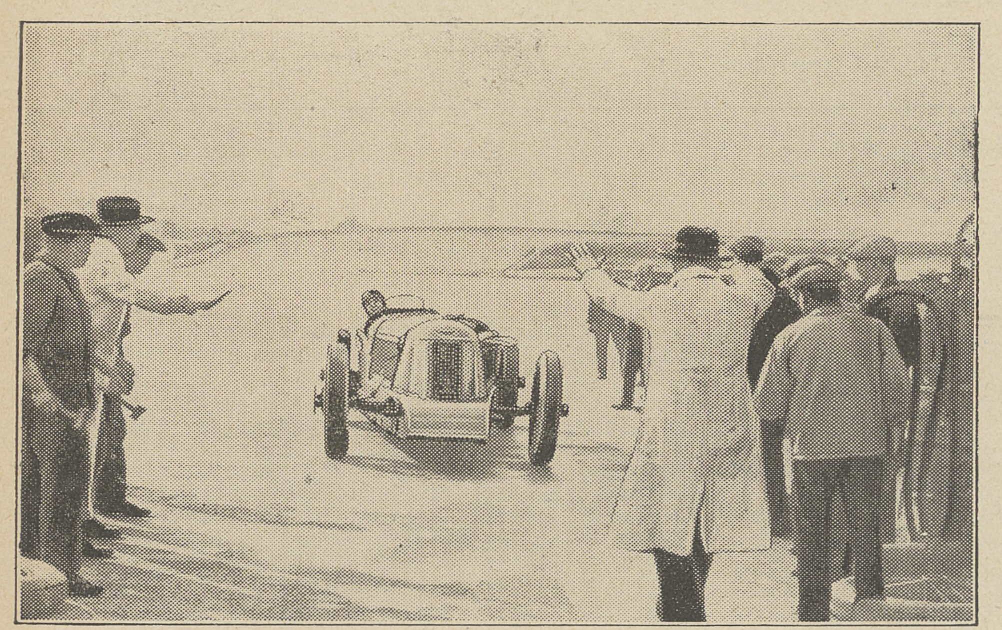
Im See von Nemi, der mit dem Meere in Verbindung steht, werden nächstens die Hebungsarbeiten der untergegangenen Flotte des Kaisers Caligula aufgenommen werden. Das schwierige Werk steht unter dem Protektorat Mussolinis.

Der Hindenburg-Tag in Berlin.

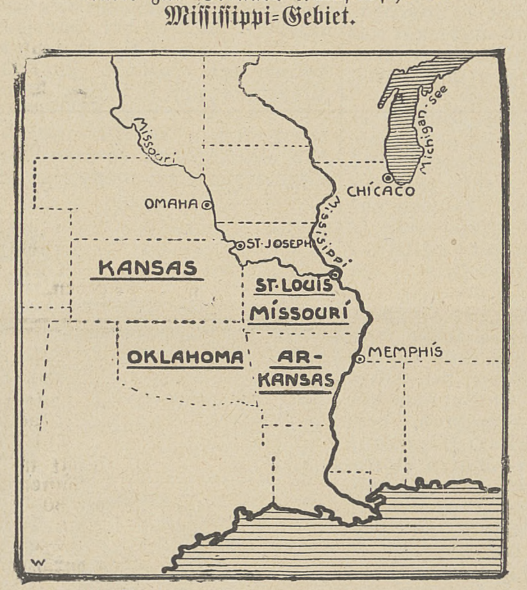


Nach der Gesangsvorführung der 7000 Schulkinder im Berliner Stadion. Die begeisterte Schuljugend läuft hinter Hindenburgs Auto her.

Interessantes Augenblicksbild aus einem Autorennen bei Montlhery (Frankreich).



Karte zur Tornado-Katastrophe im Mississippi-Gebiet.



Die besonders betroffenen Staaten sind unterstrichen.

Die Auflösung unseres Pusselspiels aus der Nummer vom 2. Oktober.



Sternkarte für den Monat Oktober 1927.

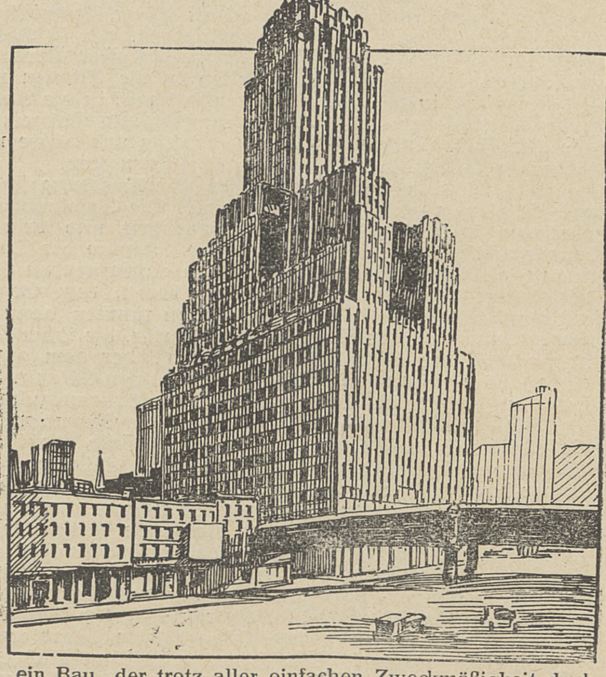


Die Sternbilder sind durch punktierte Linien verbunden und mit einer Nummer versehen. Die Buchstaben sind Abkürzungen für die Eigennamen der hellen Sterne. Die Stellungen des Mondes sind von zwei zu zwei Tagen eingetragen. Das Datum steht unterhalb des Mondbildes und die Pfeillinie zeigt die Richtung der Mondbahn an.

1. Kl. Bär, P-Polarstern, 2. Gr. Bär, 3. Drache, 4. Bootes, A-Arktur, 5. Krone, 6. Herkules, 7. Leier, W-Wega, 8. Cepheus, 9. Schwan, D-Deneb, 10. Cassiopeja, 11. Andromeda, N-Nebel, 12. Perseus, 13. Widder, 14. Fuhrmann, C-Capella, 15. Stier, A-Aldebaran, Pl-Plejaden, 16. Walfisch, 18. Zwillinge, C Castor, P-Pollux, 27. Schlange, 30. Adler, A-Atair, 32. Pegasus, M-Markab, 34. Steinbock, 35. Wassermann, 36, Fische, F-Fomalhaut.

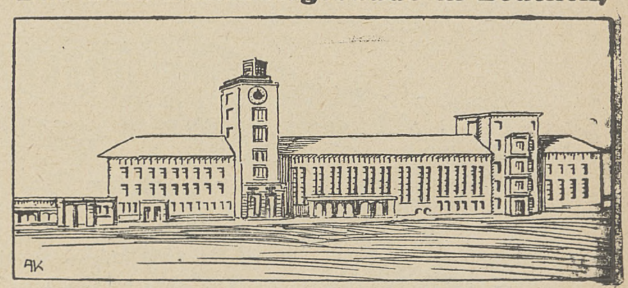
Planeten: Jupiter, Uranus. Z-Zenit.

Das neue Hochhaus der Telephon-Gesellschaft in Neuyork,



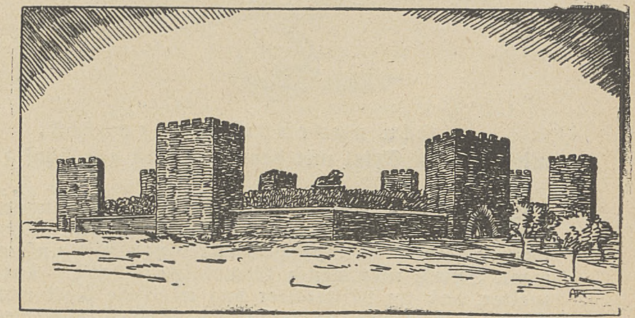
ein Bau, der trotz aller einfachen Zweckmäßigkeit doch künstlerisch wirkt.

Das neue Bahnhofsgebäude in Beuthen,



ein schmucker Bau, der durch seine großzügige Linienführung auffält.

Das Tannenberg-Denkmal.



Nach dem Entwurf der Regierungsbaumeister Walter und Johannes Krüger.

Eine Million deutscher Fussballer.



Der Sport der Massen.

Keine Sportart hat in so kurzer Zeit eine so stürmische Entwicklung durchgemacht wie der Fußballsport, keine ist dem Ziele, Volkssport zu werden, so unbeirrbar zugestrebt und keine hat die Jugend so in ihren Bann geschlagen wie die, die den runden Lederball zum Kampfobjekt macht.

Ja, der Kampf um das Leder in seiner verschiedenartigen Gestaltung ist es, der die Jugend hinausbringt auf Wiese und Feld, wo sie im fröhlichen Jagen dem Ball nacheilt und mit Liebe und Begeisterung dem Sporte, ihrem Sporte, lebt.

Der Fußball begeistert aber nicht nur die Jungen; er ist ein im deutschen Charakter wurzelndes Spiel geworden, das seinen Weg auch zu reifen Männern unseres Volkes fand. Im Kampfgedanken wurzelt die Kraft der Bewegung. Der Wille zum Sieg, gesteckt in den Rahmen des Mannschaftssports, ist es, der das Fußballspiel eine so mächtige Entwicklung nehmen läßt. Heute gibt es keinen Ort mehr in Deutschland — und sei er noch so klein — der nicht seinen Fußballverein hat.

Aus kleinen Anfängen heraus hat sich der Fußballsport seine Weltgeltung geschaffen. Fußball spielt man heute, wohin auch die Sonne scheint: mit dem runden Lederball spielt der Indianer wie der Chinese, der Europäer wie der Australier, spielt man im heißen Spanien wie in der kalten Zone der Eskimos. In England, dem Mutterlande des Fußballs, von dem es seinen Siegeszug durch die Welt antrat, ist es heute zu einer wahren Volksangelegenheit geworden. Die Entscheidung um den englischen Pokal schlägt alljährlich die ganze Sportwelt in ihren Bann und mehr als 100 000 Zuschauer, an ihrer Spitze der König, wohnen dem Ereignis bei.

In der Geschichte finden wir das Fußballspiel schon 200 n. Chr. erwähnt. Eine Sage berichtet, daß die Einwohner von Derby eine Abteilung römischer Soldaten



Ein packender Augenblick, wie ihn das Spiel mit dem Lederball gar häufig schafft.

überfielen und sie niedermachten. Zur Erinnerung an diesen Tag veranstaltete man alljährlich ein Fußballspiel, das in seinen Grundzügen allerdings mit unserem heutigen Spiele nur wenig Gemeinschaft hatte. Tatsache ist weiter, daß im Mittelalter das englische Volk lebhaft ein Spiel betrieb, das mit unserem Fußballspiel wenigstens den Ball und das Ziel gemeinsam hatte. Eduard II., der im Kriege gegen Frankreich den Wert seiner Bogenschützen erkannt hatte, schritt 1349 zu einem öffentlichen Verbot des Fußballspiels, weil es das Volk von den Übungen im Bogenschießen abhielt. Er verbot generell „das Fußballspiel — oder ähnlich närrische Spiele“.

Worin besteht nun das Wesen des Fußballspiels und welche Tatsache ist es, die es besonders populär macht? Es ist der Kampfgedanke, der in diesem inzwischen zum deutschen Volksspiel gewordenen Spiel wurzelt. Längst ist der Begriff vom englischen Spiel gefallen, der Spielaufbau, das technische Können und die taktische Einstellung der Spieler entsprechen ganz dem deutschen Volkscharakter. Das Fußballspiel birgt in sich Eigenschaften, die in ihrem Werte für die körperliche Erziehung anerkannt sind. In den Spielhandlungen liegen alle Erfordernisse einer packenden Spielgestaltung. Wohl ist der Fußballsport ein Mannschaftssport, aber dennoch gilt die Handlung des einzelnen. Schnelligkeit, Körperstärke, der volle Wille zum Einsatz der Persönlichkeit, Geistesschärfe, Mut und Entschlußfähigkeit im rechten Augenblick sind Eigenschaften, die der Fußballsport bildet und schafft. Sie alle wirken zusammen und verkörpern die erzieherischen Werte, um deren Willen der Fußball die Unterstützung der Kreise findet, die für die Durchsetzung der Bewegung heranzuziehen erforderlich ist.

Fußball spielt man heute in der ganzen Welt nach den gleichen Regeln und nach der gleichen Wettspielordnung, aufgebaut auf ein System der Punktwertung, eingeteilt in Klassen, von denen die beste jedes Landes den Meister ermittelt. Diese Meisterschaftskämpfe sind die Grundlage des Spielbetriebes, der allsonntäglich viele Hunderttausende auf das Spielfeld und weit mehr als Zuschauer auf die Terrassen der Sportplätze bringt.

Der Deutsche Fußballbund, die Zusammenfassung der deutschen Fußballspieler, ist mit seiner Mitgliederzahl von fast einer Million der größte Sportverband der Welt. Er formiert in seinen Gliedern, den Vereinen, die Mannschaften, von denen er über 20 000 sein eigen nennt; er krönt die Meisterschaftskämpfe durch Länderspiele, zu welchen er die besten Spieler seines Ge-



Bei diesem Scharfschuß tritt jeder Muskel in Aktion.

bietes auserwählt und die seit mehr als zwei Jahrzehnten, in regelmäßiger Folge ausgetragen, das Kräftemessen mit den anderen europäischen Nationen darstellen.

Der Fußballsport ist im Verlauf seiner Entwicklung allüberall der Sport der Massen geworden. Er ist Volkssport im wahrsten Sinne des Wortes, hat allen Verboten getrotzt und seinen Einzug gehalten in die Schulen und Lehranstalten, in die Betriebe der Wirtschaft, in die Amtsstuben der Behörden und endlich in Heer und Polizei, die alle ihre Fußballmannschaften unterhalten und aktive und fördernde Glieder der Bewegung geworden sind.

Das Wettspielsystem mit seiner Punktwertung schafft von Spieltag zu Spieltag neue Reize. Die Spielmomente variieren in tausendfacher Verschiedenheit und bringen immer von neuem packende Momente. Hinten der Torwart als letztes Bollwerk gegen den anstürmenden Gegner, davor zwei Verteidiger, bereit, dem Gegner erst nach härtestem Kampfe das Feld zu räumen, dann die Verbindung zwischen Angriff und Abwehr, die Läufer, und endlich der schnellfüßige Sturm, der dem gegnerischen Tore zustrebt und mit allen erlaubten Mitteln versucht, den Erfolg für die eigene Mannschaft herauszuholen.

Bald wechselt das System, weil es die Situation und die Spielweise des Gegners erfordern. Bald „paßt“ der Läufer auf freiem Raum zum eigenen Stürmer, der, immer startbereit, dem runden Leder nachjagt, um es selbst in des Gegners Netz zu setzen oder in aufbauender, raumgreifender Spielart einem besser placierten Mitspieler zuzuschieben. Dann wieder erfordert die Situation den flotten Durchbruch, der den Sturm mit größter Geschwindigkeit ohne Quer- oder Steilpaß vor des Gegners Tor bringt, wo ein scharfer, placierter Schuß die Situation krönt und nicht selten das ausschlaggebende „Tor“ erzielt.

Das Fußballspiel ist in seiner technischen Ausgestaltung durchaus kein leicht zu erlernendes Unterhaltungsspiel, sondern verlangt, vielleicht mehr als jede andere Sportart, ständiges Üben. Es sei hier nicht auf die Schwierigkeiten der Regelbeherrschung eingegangen; die hat man bald überwunden, wenn man sich mit Ernst dahintersetzt. Aber die Ballbehandlung, die Ballführung, das Stoppen, der Paß mit Innen- und Außenspann, dann die verschiedensten Arten der Ausnutzung gegebener Situationen erfordern eine immerwährende Übung. Nur der ist zu Höchstleistungen berufen, der es mit dem Training ernst nimmt und diese Vorarbeit für den Wettkampf nicht auf den Stoß nach dem ruhig liegenden oder daherfliegenden Ball beschränkt, sondern eindringt in die verschiedensten Methoden körperlicher Vorbereitung.



Im Kampf um den Ball entscheidet nicht rohe Kraft; Gewandheit und Technik geben den Ausschlag.

Am Ball vermeide man den Stoß mit der Spitze des Fußes, weil in ihr kein Gefühl für eine reine Ballbehandlung liegt. Es mag manchem Aktiven eine neue Weisheit sein, deswegen wird sie aber nicht weniger wahr: jeden Stoß nach dem ruhig liegenden Ball führt man mit dem Spann aus; so ist dem Eck-, Elfmeter- und Freistoß ein weit besseres Ziel gegeben. Läufer und Stürmer passen nur mit dem Spann, der Verteidiger sucht sein Heil nicht in langen, weiten Gewaltstößen, sondern sucht den Paß des Balles zum eigenen Mann. Niemals spiele man den Ball auf den Körper des eigenen Mannes, sondern immer in angemessener Entfernung davor, damit dieser, immer bereit zur Ballaufnahme, ihn kontrollieren und weiterleiten kann. Auch hohe Stöße sind beim aktiven Kenner der Fußballweisheit verpönt. Zum eigenen Mann spielt man den Ball flach, nie über Kniehöhe. Befreiende Schläge schicke man knapp über die Köpfe des Gegners, weil hierdurch die bessere Möglichkeit zu erfolgreicher Spielgestaltung gegeben ist. Voraussetzung technischer Leistungen ist und bleibt die Übung.

So betrachtet, liegt im Wesen des Fußballspiels mehr, als es auf den ersten Blick erkennen läßt. Das Spiel unserer Jugend ist der König unseres Sportes geworden.

Carl Koppehel.



Vor dem Tor gilt es für die Verteidigung mit Aufbietung der letzten Kraft den Ansturm des Gegners zu brechen.

Sport

„B. B. Sportverein“ — „D. F. Sturm,“ Bielitz.

2:0 (1:0).

(Freundschaftsspiel).

„B. B. S. V.“: Pezenka, Lubich, Lober, Gabrisch, Monczka, Tretiak, Hussak, Matzner, Ziembinski, Stürmer, Hönigsmann.

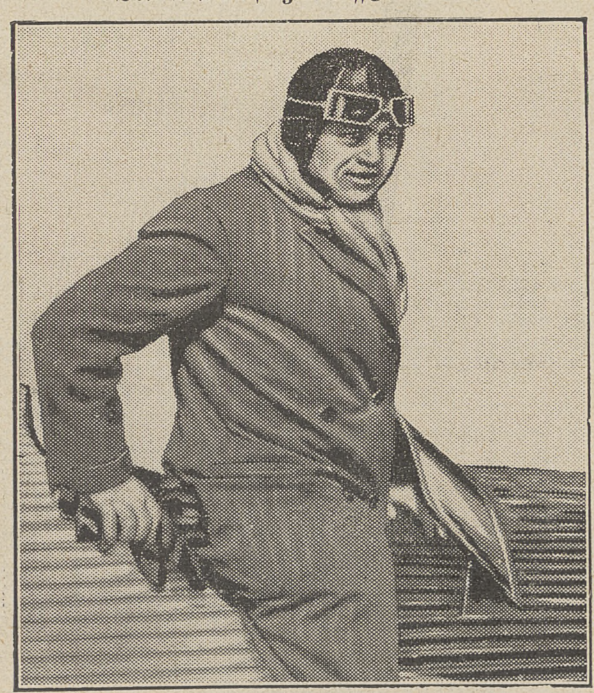
„Sturm“: Rusniak, Babik, Schwarz, Dobija, Hudecki, Wacha, Kendziur, Hazuk, Bathelt, Lenski, Maschka.

„BBSV.“-Platz. — Schiedsrichter: Kolodziej.

Die beiden Lokalrivalen, deren Spiele stets zu den spannendsten unserer Städte gehören, trafen sich vergangenen Sonntag in einem Freundschaftsspiel. Der „BBSV.“ stand vor der Aufgabe, für die in dem Cupspiel erlittene unverdiente Niederlage Revanche zu nehmen. Diese Aufgabe wurde auch gelöst und „Sturm“ mit 2:0 Toren geschlagen. Es gab ein bis zum Schluß spannendes, interessantes und im allgemeinen auch faires Spiel, in welchem der „BBSV.“ fast durch die ganze Spielzeit durch sein technisch überlegenes Spiel dominierte. Der „D. F. C. Sturm“ suchte seine Schwäche in dieser Beziehung durch aufopferndes Spiel zu egalisieren, was ihm auch gelang. Der Erfolg war ein hübsches und flottes Spiel, das auch den Schiedsrichter Herrn Kolodziej vor keine allzu schwere Aufgabe stellte. Der Besuch des Wettspieles ließ, wie dies ja in Bielitz-Biala leider fast immer der Fall ist, zu wünschen übrig.

Beim „BBSV.“ war diesmal der Angriff in sehr guter Verfassung. Man bekam sehr hübsche Kombinationszüge zu sehen, wobei auch auf das Schießen nicht vergessen wurde. Besonders der rechte Flügel Hönigsmann-Stürmer brillierte wieder durch Schnelligkeit und technische Kunststücke, die ihm so bald niemand nachmachen wird. Auch die linke Seite Hussak-Matzner war diesmal besser;

Der Atlantikflug des „J. 1230“.



Loose, der Führer des „J. 1230“ auf dem eben begonnenen Atlantikflug.

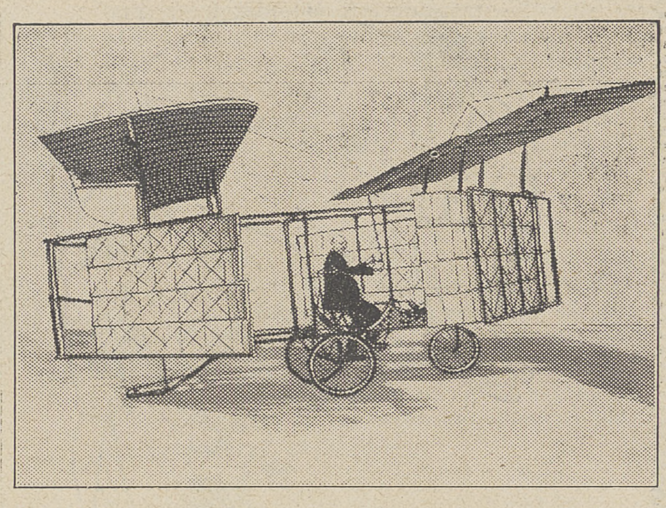
ersterer kommt doch langsam in Schwung und hatte diesmal schon einige sehr gute Momente. Ziembinski zeigte sich im Verteilen der Bälle wieder von seiner besten Seite, hatte aber diesmal seine Schießstiefel zu Hause gelassen. Auch die Halvesreihe lieferte wieder ein glänzendes Spiel. Keiner des Trios kann besonders erwähnt werden, da alle drei ihr Bestes hergaben. Etwas schwächer als sonst spielte die Verteidigung, ohne jedoch schwerwiegende Fehler zu begehen. Pezenka im Tor war etwas unsicher, hatte jedoch in einigen brenzlichen Situationen Glück.

„Sturm“ hatte in der Verteidigung seinen stärksten Mannschaftsteil, besonders Rusniak im Tor hielt sich sehr gut und bestätigte seinen Ruf als gegenwärtig bester Tormann unserer Schwesterstädte. Babik spielte sein gewohnt ruhiges und faires Spiel, wobei ihm sein Partner Schwarz gut assistierte. Von den Halves war Wacha der beste und fleißigste, Hudecki schwächer als sonst. Dobija fiel gegen seine überlegenen Gegner stark zurück. Im Angriff war Bathelt der gefährlichste Stürmer. Jeder seiner Durchbrüche bedeutet für das gegnerische Tor eine ernste Gefahr; doch wurde von ihm auch viel verschossen. Am rechten Flügel war der frühere Verteidiger Maschka tätig, der sich aber nur durch Verschießen einiger Eckstöße bemerkbar machte. Die Verbindungsstürmer und der linke Flügel kamen nur wenig zur Geltung, da die Gegenwirkung ihrer Partner sie nicht zur Entwicklung gelangen ließ. Im großen und ganzen spielte „Sturm“ um eine Klasse schwächer als in seinem letzten Spiel.

Spielverlauf: Der „BBSV.“ hat einen sehr guten Start und gelangt durch Hönigsmann gleich vor das Tor der Gegner. Seine Flanke wird jedoch von Hussak verschossen. Ein Köpfler Matzners wird von Rusniak abgewehrt, ebenso findet ein Korner gegen „Sturm“ keine Verwertung. Der „BBSV.“ ist die ersten Minuten dauernd im Angriff, dann gelingt es „Sturm“ sich freizumachen und Pezenka bekommt einen Schuß Bathelts zum Halten. Ein weiterer Schuß Ziembinskis geht daneben. Ein schöner Lauf Hönigsmanns führt zur zweiten Ecke, wobei Rusniak einen guten Schuß Monczkas sicher abwehrt. Der rechte „BBSV.“-Flügel kommt dann in herrlicher Kombination vor. Hönigsmanns Flanke schießt Matzner an die Stange, Stürmers Nachschuß geht ins Out. „Sturm“ erzwingt eine Ecke, ohne daraus einen Erfolg schlagen zu können. Dann gibt es eine gefährliche Situation vor dem „BBSV.“-Tor, die Pezenka durch unreine Abwehr verschuldet. Im letzten Moment kann Lober die Gefahr abwenden. Ein von Hönigsmann vorgetragener Angriff führt zu einer weiteren Ecke, die jedoch verschossen wird. Dann kommt „Sturm“ wieder vor, muß jedoch bei Lober aussteigen. Im nächsten Moment macht Bathelt einen Durchbruch, verschießt jedoch. Wieder kommt Bathelt in gefährliche Tornähe, Pezenka hält jedoch. Ein foul „Sturms“ führt zu einem Freistoß, den Ziembinski scharf aufs Tor gibt, Rusniak jedoch sicher hält. Ein schöner Kombinationszug der „BBSV.“-Stürmer endet mit einer Flanke Hönigsmanns vor das Tor, Rusniak läuft dem Ball entgegen, Matzner gelangt in den Besitz desselben und schießt vor dem leeren Tor freistehend, hoch darüber. „BBSV.“ drängt wieder stark, Pepi Stürmers Schuß wird zur Ecke abgewehrt, die resultatlos verläuft. Schon der nächste Angriff führt dann zum verdienten Erfolg, Matzner übernimmt Hönigsmanns Flanke und schießt scharf ein (42. Min.). Die „BBSV.“-Stürmer sind gleich wieder in Tornähe. Wieder flankt Mandi, Matzner zieht den Ball über den Kopf ins Out. Drei Minuten früher pfeift der Schiedsrichter sodann die erste Hälfte ab.

Vom Wiederanstoß weg, gelangt „Sturm“ zu einer Ecke, die Maschka ins Out schießt. „BBSV.“ ripostiert. Eine Flanke Matzners verlängert Pepi zu Ziembinski, doch geht der Ball übers Tor. Dann spielt sich Matzner frei, wird im Strafraum gefoult, was einen Elfmeter zur Folge hat. Die „Volkesstimme“ befiehlt Lober zur Exekution, der scharf und plaziert den zweiten Treffer für den „BBSV.“ erzielt (4. Min.). Eine Flanke Matzners schafft dann ein Gedränge vor dem Sturmtor, Hönigsmann verschießt jedoch knapp. Wieder eine Ecke für „Sturm“ und wieder landet der Ball von Maschka getreten, im Out. Abwechselnd bekommen beide Tormänner Arbeit, die sie sicher erledigen, dann paßt Pepi schön zu Matzner, der den Ball durchläßt, der freistehende Hussak vernebelt jedoch die aussichtsreiche Situation. Dann kriselt es stark vor dem „BBSV.“-Tor, doch wird die kritische Lage mit Glück geklärt. Eine leichte Schwächeperiode der Hausherren wird überwunden und führt dann zu einer kleinen Belagerung des Sturmtores, bis Schwarz endlich die Sache klärt. Hudecki verschuldet dann eine Ecke, die Hussak gut vor das Tor gibt, Rusniak jedoch abfängt. Einen gut angelegten Angriff „Sturms“ hält dann Lenski durch ein unnötiges Foul auf, eine Flanke Pepis schießt Matzner aufs Tor, Rusniak hält. Matzner spielt sich wieder durch, sein Schuß geht jedoch zu hoch. Dann verschuldet Lubich einen Freistoß, der jedoch von „Sturm“ ebenfalls nicht ausgewertet wird. Hussak kommt dann am Flügel schon durch, überspielt Halv und Verteidiger und beendet seinen Lauf endlich im Out. 10 Minuten vor Ablauf der regulären Spielzeit pfeift sodann Herr Kolodziej, der bis auf einige geringfügige Fehler gut amtierte, das bis Schluß spannende Spiel ab.

Das fliegende Fahrrad.



Ein neuartiges motorloses Flugzeug, Ornithicopter genannt, das wie beim Fahrrad, durch Pedalengebrauch in Bewegung gesetzt wird, hat der amerikanische Erfinder Veteran Lehman Weil konstruiert. Ueber 30 Jahre hat er an dieser Erfindung gearbeitet.

S. V. Biala-Lipnik — „Soła“ Oświęcim.

4:1 (1:0).

Die Erstklassigen konnten gegen die Oswięcimer einen einwandfreien Sieg erringen, trotzdem die Mannschaft nicht komplett angetreten war. Das Spiel wurde von Schiedsrichter Goldberg geleitet.

Die Ligameisterschaft.

„Wisła“-Krakau konnte sich durch den am letzten Sonntag gegen „Polonia“-Warschau errungenen 7:1 Sieg den Meistertitel der Liga sichern.

Der „D. F. C. Kattowitz“ hat viel von seiner früheren Form eingebüßt und mußte sich in Warschau von „Legia“ eine 5:0 Niederlage gefallen lassen.

An letzter Stelle dürfte „Jutrzenka“-Krakau oder „Warszawianka“ enden, was aber noch nicht entschieden ist.

„Cracovia“ — „Oberschlesien“.

5:3 (3:1).

In Königshütte wurde vergangenen Sonntag das von der Regierung erbaute Stadion im Beisein des Staatspräsidenten eröffnet. Es fand neben einem leichtathletischen Wettkampf zwischen Krakau und Oberschlesien auch ein Fußballspiel zwischen „Cracovia“ und einem oberschlesischen Team statt, das die erstere sicher für sich entscheiden konnte. Der amtierende Schiedsrichter benachteiligte die Krakauer in jeder Hinsicht. Es resultierten zwei Tore von den drei durch Oberschlesien erzielten aus Elfmetern.

Oberschlesien hat nun sein Stadion und für Bielitz reicht das Geld nicht einmal zur Herstellung von Plätzen, die infolge des seinerzeitigen Hochwassers schon über zwei Jahre brach liegen.

Wiener Wettspiele.

„Rapid“ — „Slavia“ Prag, 2:1 (1:1).

Vor 32.000 Zuschauern konnte „Rapid“ im Semifinale um den Mitteleuropa-Cup einen sicheren Sieg erringen und wird nun im Entscheidungsspiel höchstwahrscheinlich der Prager „Sparta“ gegenüberstehen, da „Hungaria“ trotz des Sieges über „Sparta“ die Punkte verlieren dürfte, da Konrad, der nicht spielberechtigt war, mitgespielt hat. —

„Admira“ — „Austria“, 6:0 (1:0).

„Admira“ errang durch diesen Sieg die Führung und steht nun mit 7 Punkten an erster Stelle.

„Sportklub“ — „B. A. C.“ 4:1 (0:1).

Die Brigittenauer, die im Vorjahre lange Zeit die Führung behaupten konnten, und auch an zweiter Stelle endeten, haben heuer noch keinen Punkt erreicht und stehen an letzter Stelle.

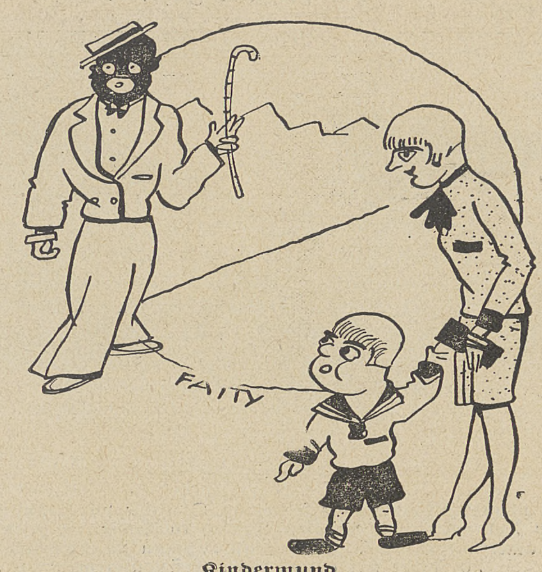
„W. A. C.“ — „Simmering“ 3:1.

Die „Simmeringer“, die im Herbst eine große Anzahl von guten Spielern — unter anderen Horvath, Cart und andere — verloren haben, leisteten größeren Widerstand als das Resultat besagt.

„Slovan“ — „Wacker“ 2:2.

„F. A. C.“ — „Hakoah“ 2:0.

Die lustige Welt



Kindermund.

„Sieh mal, da kommt ein Neger, Fritzchen, der ist am ganzen Körper so schwarz!"
„Woher weißt du das, Mutti?"

Wie amüsiert sich der Mensch?

(Nachdruck verboten.)

Der eine amüsiert sich allein.
Ein anderer besser zu zwei'n.
Ein Dritter braucht Kumpanei,
Damit er glücklich sei.
Einer amüsiert sich bei Eis und Jazz,
Ein anderer mit eines anderen Schatz.
Einer erholt sich im Waldesdunkel,
Einer bei leuchtendem Sonnenschein;
Der liebt der Sterne ewiges Gefunkel,
Ein anderer lagert sich gern am Rhein;
Für den müssen's mindestens Alpen sein!

*

Einer braucht Meeresrauschen,
Ein anderer will Kußmusik lauschen;
Einen berauscht Toiletteparade,
Der liebt Bier, der Limonade,
Der jodelt fröhlich auf Bergeshöh',
Ein anderer liegt still verträumt am See.
Der eine vergnügt sich bescheiden zu Haus,
Ein anderer geht extra dafür aus;
Der eine schlägt einfach tot die Zeit,
Dem anderen bedeutet sie Seligkeit.

*

Der eine angelt, trotzdem er nichts fängt,
Dem anderen der Himmel voll Geigen hängt.
Der amüsiert sich als Junggesell',
Ein anderer möcht' heiraten auf der Stell'.
Der eine langweilt sich samt seinem Geld,
Der andere jauchzt: Was kostet die Welt?
Der eine ergötzt sich an Tanz und Spiel,
Dem anderen ist schon der Anblick zuviel,
Der glaubt, ein Auto gehöre dazu,
Ein anderer erklärt: Laßt mir mei Ruh'!

*

Man sieht, ein jedes sich amüsiert
Just so, wie der Schöpfer ihn kreiert.
Und wer das tut, was ihm just gefällt,
Der dünkt sich am glücklichsten auf der Welt!

J. Adams.

Folgen der Verjüngung.

Der berühmte Professor für Verjüngungskuren läßt sich sein Honorar stets vorher bezahlen.

Neulich hatte er nämlich ein älteres Semester durch seine verblüffende Kunst in einen Minderjährigen verwandelt. Der Knabe wurde sofort unter Vormundschaft gestellt, und der Vormund weigerte sich, die gesalzene Liquidation des Arztes anzuerkennen . . .

K. M.

In der Sommerfrische.

„Sieh mal, Mutti, der Mann schneidet dem Baum einen Bubikopf."

Immer ökonomisch.

In einem Theater der ländlichen Sommerfrische wird ein rührseliges Trauerspiel gegeben. Nach dem zweiten Akt weint alles. Einer Dame scheint das Stück besonders ergreifend, denn sie weint herzzerbrechend, und ihr Taschentuch ist ganz von Tränen durchnäßt. Eine neben ihr sitzende Freundin bietet ihr ein sauberes Tuch an. Sie aber lehnt es mit tränenerstickter Stimme ab:

„Danke, Else, der dritte Akt wird auch noch reingehen."

Ch. U.

Ein Musterweib.

Man unterhielt sich über Frau Knüll.

„Geistvoll ist nicht der richtige Ausdruck für sie", sagte Knut.

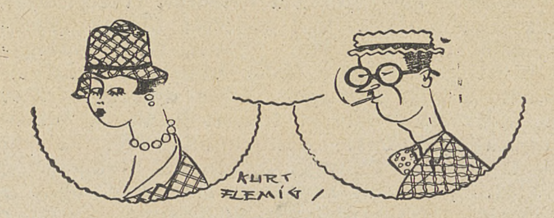
„Praktisch ist sie nicht im mindesten", ergänzte ihr Gatte Franz.

„Von Schönheit kann gar keine Rede bei ihr sein", meckerte Emil.

„Oh! Sie hat aber doch so schöne Zähne!" ließ sich Otto ritterlich hören.

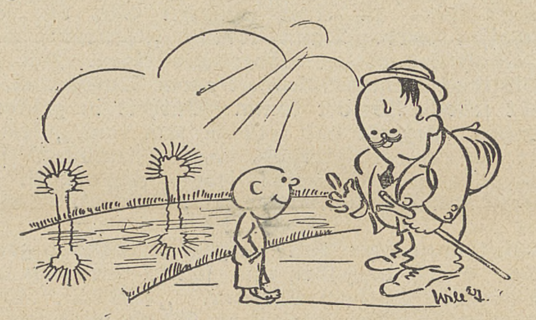
„Na ja," sagte der Zahnarzt, „die hat sie ja auch von mir geliefert bekommen."

K. M.



Musik.

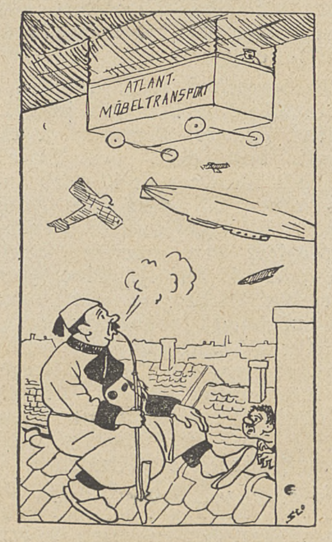
„Spielen Sie Klavier, Fräulein Mimi?"
„Nein!"
„Gott sei Dank, da sind Sie also ein Engel ohne Flügel."



Einer, der in die Zukunft blickt.

„Du, Junge, ich möchte hier baden. Wenn du solange auf mein Zeug aufpassest, bekommst du eine Mark von mir."

„Wenn Sie ertrinken sollten, kann ich das Zeug dann behalten?"



Der ängstliche Hausbesitzer.

„Was treiben denn Sie da auf dem Dache, Herr Donisl?"

„Habe einen Mieter im Verdacht, daß er heimlich ausrücken will!"

Die Schneiderin.

Heult Frau Pappel los:

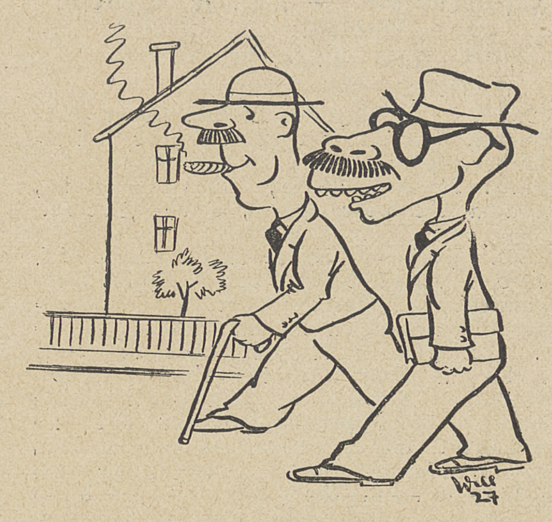
„Lies nur mal, was für einen gemeinen Brief mir die Schneiderin geschrieben hat!"

Herr Pappel liest den Brief und setzt sich gleich darauf wortlos an den Schreibtisch.

„Sie will nicht mehr für mich nähen, wenn ich nicht das letzte Kleid bezahle! So ein Luder!" jammert Frau Pappel weiter, „ah, was willst du denn machen, du willst ihr wohl mal tüchtig die Meinung geigen, tu das nur, immer feste, so ein Ekel!"

„Im Gegenteil", bemerkte Herr Pappel, „ich bin eben dabei, ihr ein Dankschreiben aufzusetzen."

K. M.



Der Heiratskandidat.

„Das Mädchen, welches ich mal heiraten werde, muß Sinn für Humor haben."

„Das würde sie ja schon dadurch beweisen, daß sie dich nimmt."

Der Ehemann am Abend.

Seliger besucht alle Abende die Witwe Knoll und trinkt dort seinen Tee.

„Warum heiratest du sie denn nicht?" fragt ein Freund.

„Daran habe ich auch schon gedacht", erwidert Seliger. „Aber wo soll ich denn dann meine Abende verbringen?"

K. M.



Vergeßlichkeit.

„Was bedeutet der Knoten in deinem Taschentuch?"
„Den hat meine Frau hineingeknotet, damit ich nicht vergesse, einen Brief zu besorgen."
„Und hast du ihn besorgt?"
„Nein, sie hat vergessen, ihn mir mitzugeben!"

*



Italien.

„Wir haben eine Reise nach Italien gemacht!"
„Ach, wie interessant. Haben Sie bemerkt, daß Italien die Form eines Stiefels hat?"

Kleine Verwechslung.

„Welcher Kaiser steckte Rom in Brand?"

„Harras."

„Nein, Nero. Wie kommst du denn auf Harras?"

„Ich wußte doch, das es irgendein Hundename war . . ."

fh.

Freundlicher Rat.

Frau Plontke rasiert sich den Nacken aus. Ihr Gatte, der sich soeben mit ihr gezankt hat, guckt sie giftig an.

„Willst du was, Schatz?" fragt sie ironisch.

„Ja", brummt er böse. „Da du einmal gerade den Rasierapparat in der Hand hast, würde ich dir empfehlen, die Haare, die du auf den Zähnen hast, gleich mit fortzurasieren . . .!"

fh.

Vom Elch am deutschen Haff

Der Elch, cervus alces nennt ihn der Zoologe, ist einer der letzten Zeugen germanischer Vorzeit. Er heißt wirklich „der Starke“, denn Elen oder Elent bedeutet in altdeutscher Sprache stark, und das Elentier, wie ja der Elch genannt wird, ist das Starktier. Der Elch gehört zu den Hirschen. Noch besser wird sein Wesen durch die altwissenschaftliche Bezeichnung getroffen, die Albertus Magnus von Bollenstadt ihm gab. Er nannte ihn „Equicervus“, also den Pferdehirsch. Wenn er auch durch die Doppelzahl der Hufe und das oft mächtige Geweih — es kann 25 kg schwer werden — durchaus als Hirsch gekennzeichnet ist und rein wissenschaftlich betrachtet, mit dem einhufigen Pferd nichts zu tun hat, nach Aussehen und Größe stimmt er mit diesem doch in mehr als einer Hinsicht überein. — In ganz Europa, nicht nur im Wasgenwalde, wo Siegfried ihn jagte, lebten in alter Zeit Elche. Der Elch wird $2^1/_2$ m lang und ebenso hoch. Er erreicht nicht selten ein Gewicht von 500 kg. Das schönste Beutestück ist sein mächtiges Geweih. Es ist kein Stangengeweih, wie das der Hirsche, sondern ein Schaufelgeweih, ähnlich wie die Dammhirsche es tragen. Das größte vorhandene Elchgeweih hat 41 Enden und mißt von einer Spitze zur anderen 2 m.



Im Laufe der Jahrhunderte ist man dem Elentier in Deutschland gewaltig zu Leibe gegangen, und so wurde dieses herrliche Tier mehr und mehr ausgerottet. Schon 943 hat Kaiser Otto I. ein Gesetz zum Schutze des Elches erlassen, doch ließ sich das Verhängnis nicht aufhalten. Die Elche verschwanden mehr und mehr aus unserem Vaterlande. 1746 sind sie in Sachsen und in Schlesien völlig verschwunden. — So kommt es, daß man den Elch in Deutschland nirgends mehr findet als nur an einer Stelle: am kurischen Haff. Dort im Ibenhorster Forst bei Tilsit hegt man ihn sorgfältig und sucht zu verhindern, daß er ganz ausstirbt. Oft war es nahe daran. Einmal zählte man nur noch elf Stück, aber dann stieg ihre Zahl wieder und ging schließlich an die Hundert heran. In den Ostseeprovinzen und in Skandinavien ist das Elentier ebenfalls noch zu Hause, aber immer nur in verhältnismäßig geringer Zahl. Endlich ist er über Nord-Amerika und Sibirien verbreitet, in jenen Gegenden, die mit ihrer Einsamkeit, fern vom geschäftigen Treiben der Menschen dem Recken der Vorzeit eine Stätte bieten, wo er Zuflucht findet und sich in der weiten Unberührtheit der Natur, des Waldes, ausleben kann.

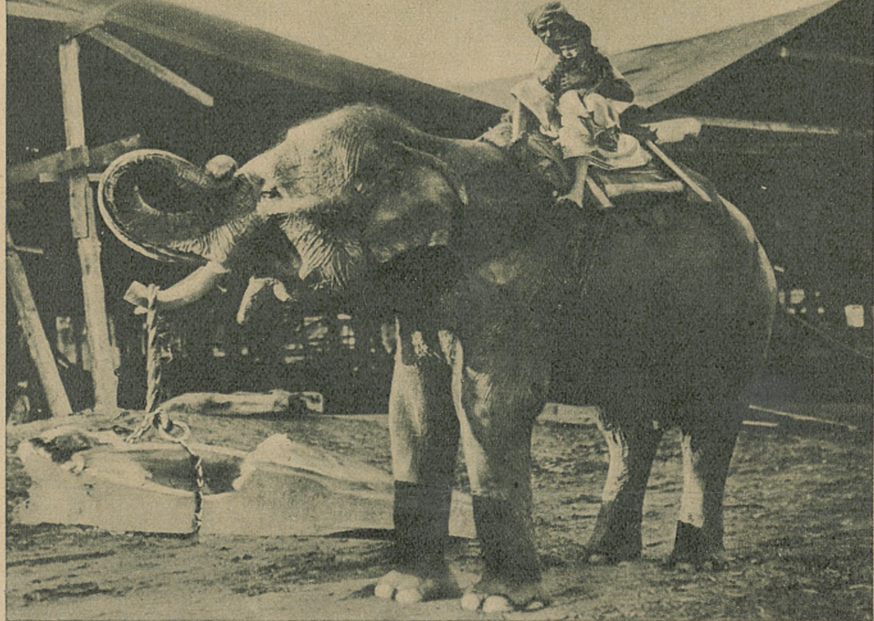
Sonderbericht für unsere Beilage
von Carl Wilhelm Schoepke



Technophot

Ein ahnungsvoller Vogel

Der Drosselrohrsänger, der Riese unter all seinen Verwandten, ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Im Röhricht baut er sich sein korbförmiges Nest, meist einen Meter hoch über dem Wasser, das dementsprechend unten dickwandig ist und oben eingebogenen Rand besitzt, damit die Eier und die Jungen nicht ins Wasser fallen, wenn der ganze Bau im Sturme schwankt. Das eigenartige Nest ist an drei bis fünf Halmen, die in die Wandung eingeflochten sind, sehr gut befestigt, und, wie das Volk glaubt, soll der kluge Vogel in manchen Jahren im Vorgefühl kommenden Hochwassers auffallend hoch bauen. — Im Juni werden die drei bis fünf blaßgrünen, aschgrau und dunkelbraun bezeichneten Eier erbrütet, und ehe noch die Jungen fliegen können, klettern sie schon gewandt im Rohr herum, gleich ihren Eltern auf der Suche nach Insekten und Beeren. Dr. Johs. Bergner.



Der falsche Zahn. Ein Arbeitselefant in der Sägemühle Rangoon (Birma), dem ein abgebrochener Zahn durch ein Stahlrohr ersetzt wurde. Er ist dadurch in die Lage versetzt, wieder seine volle Arbeit zu leisten, — ein Muster für jeden Zahnarzt. Scherl



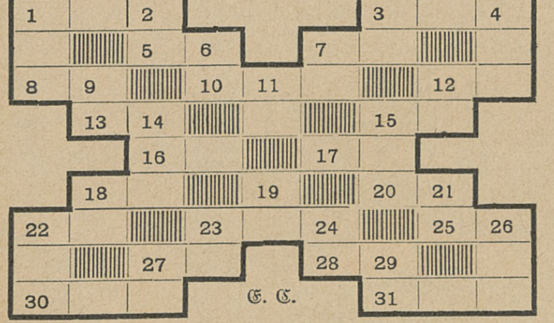
Eine seltene Naturaufnahme

Einem unserer Mitarbeiter gelang es einen Haubensteißfuß (Podiceps cristatus), den scheuesten und vorsichtigsten Vogel aus der Familie der Taucher, den besten Schwimmer seiner Gattung (nach Naumanns Beobachtungen durchmißt er unter Wasser in einer halben Minute 200 Fuß) auf die Platte zu bannen. Unser Bild zeigt das Weibchen auf dem Neste sitzend. Dieses Nest besteht aus Rohr und Schilf und liegt so weit als möglich vom Ufer entfernt, sehr oft auch mitten auf einem See an einigen Wasserpflanzen befestigt. Aus der Ferne sieht das Nest aus wie ein Klumpen treibender Wasserpflanzen. Das Fleisch des Haubensteißfußes ist nicht genießbar, dagegen wird sein Federpelz sehr geschätzt. Die Aufnahme erfolgte unter Benutzung eines aus Schilf angefertigten Schildes bei Konstanz am Bodensee. Josef Groebel.



„Da werden Weiber zu Hyänen“. Die geschlagene Weltmeisterin geht ihrem Trainer nach ihrer Niederlage „schlagfertig“ zu Leibe. — Aus dem neuen Sportfilm der National-Film A.-G. „Die Frau mit dem Weltrekord“

Silben-Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. musikalischer Schlußsatz, 3. Vater Hannibals, 5. Schneiderwerkzeug, 7. Barbier, 8. tropische Nuß, 10. Schemel, 12. Palmfächer, 13. Religion, 15. Mutter der Helena, 16. Stadt am Arno, 17. baltische Hauptstadt, 18. Tempelhügel Jerusalems, 20. Edelstein, 22. Mittelmeerinsel, 23. Dolomitental, 25. Teil der Milch, 27. Berg im Antilibanon, 28. Bedienter, 30. Gestalt der griechischen Sage, 31. Todesstadt Andreas Hofers. **Senkrecht:** 1. Mißerfolg, 2. sibirischer Strom, 3. Zank, 4. Nordtiroler Gebirgsgruppe, 6. griech. Buchstabe, 7. Kopfbedeckung, 9. korinthische Hetäre, 11. Laubbaum, 12. heilige Schriften der Inder, 14. Papierlampe, 15. musikalisches Bindezeichen, 18. die letzte Kaiserin von Österreich, 19. erster Präsident von Paraguay, 21. jüdisches Fest, 22. weißer Südamerikaner, 23. ägypt. Gott, 24. französischer Romanschriftsteller, 26. Tal in Argolis (Spiele), 27. deutscher Dichter (Zeitgenosse Goethes), 29. Krokodilart.

Berliner sind hellhörig

Ein Berliner Rundfunk-Amateur versucht den Apparat auf „Wien“ einzustellen. Nach langem vergeblichen „Suchen“ ruft er freudestrahlend seinem Freunde zu: „Mensch, jetzt haben wir's. Ick höre schon de Donauwellen plätschern.“ Igl.

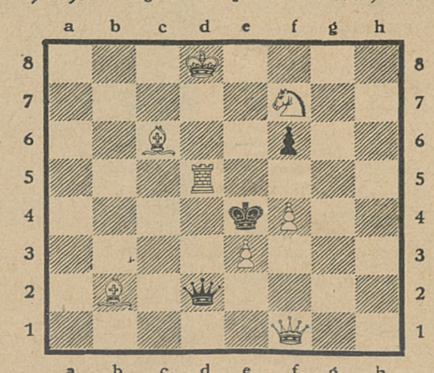
Scherzfrage

Welche Seligkeit herrscht schon auf Erden? Schö.

„Die Redseligkeit.“

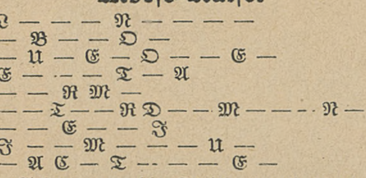
Schach.

Redigiert von Hermann Kuhlmann



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Morse-Rätsel



Ersetzt man die Striche durch Buchstaben, so entstehen die Namen von neun Opern. Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen die erste Oper noch einmal. Mie.

Rösselsprung

	man	lo-	bo-	man	
ren	ge-	drin-	wenn	ver-	ren
nicht	man's	kennt	kennt	nen	erst
	glück	man	hat	glück	
		er-	er-		

L--e.

Quadraträtsel

E	E	E	E
E	I	L	L
M	M	P	R
R	S	U	U

Die senkrechten Reihen lauten wie die wagerechten: 1. amerikanischer Staat, 2. Haustier, 3. Gleichklang, 4. Baum. F. v. W.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Karree-Rätsel: 1. Nansen, 2. Anden, 3. Shaw, 4. Thule, 5. Hamsun, 6. Heck, 7. Eucken, 8. Sinai, 9. Urban, 10. Reims, 11. Keks, 12. Bunsen, 13. Reiher — Nur in seinen Werken / Kann der Mensch sich selbst bemerken. — **Geographisches Gitterrätsel:** 1. Simplon, 2. Apennin, 3. Korinth.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Adam, 4. Sire, 7. Narew, 8. Nona, 10. Lama, 12. Amos, 13. Anam, 34. Agen, 17. Jena, 20. Tara, 21. Esau, 22. Istar, 23. Muse, 24. Nana. Senkrecht: 1. Anna, 2. Anno, 3. Maas, 4. Sela, 5. Iwan, 6. Edam, 9. Omega, 11. Manna, 14. Atom, 15. Eris, 16. Nase, 17. Jean, 18. Esra, 19. Aula. — **Geographisches Zahlenrätsel:** Asturien, Seine, Tientsin, Unna, Rastatt, Inster, Essen, Nauen — Asturien. — **Aus Küche und Wald:** Tellereisen.

Besuchskartenrätsel: Kunstgewerblerin.

Die Seite der Frau



Schwarzer Samtmantel mit Pelzgarnitur
Kiesel



Herbstkleid mit Blendenbesatz und Plisseerock Kiesel

Tuchmantel mit Biesen und Pelzbesatz
Kiesel

Für herbstliche Tage

Die kurzen Sommerwochen sind vorüber — „die Blätter fallen und es herbstelt leise“ — da gilt es die Herbstgarderobe instand zu setzen; vor allem zunächst an eine wärmere Umhüllung für die Straße zu denken. Heute gilt darum unser Interesse in erster Linie dem Mantel. Er hat sich in diesem Jahre wesentlich verändert; nur der glatte Rücken ist geblieben; vorn ist er glockig geschnitten, oft leicht gerafft und seitlich mit Pelz garniert. Zu dieser Pelzgarnierung verwendet man nur zu den elegantesten Modellen Edelpelze; meist werden preiswerte und sehr kleidsame einfache Pelzarten genommen, die in großer Auswahl und zahllosen Schattierungen auf den Markt gebracht werden. — Wir zeigen Ihnen im rechten Bild einen flotten Mantel aus dunklem Zibelinetuch, mit Biesen garniert und mit grauem Pelz in der neuen (seitlichen) schrägen Linie besetzt. — Für den Nachmittag gedacht ist der elegante Samtmantel (links) aus Lindener Samt mit langhaarigem Pelz und großen Stulpen garniert. Darunter ein hellgraues Nachmittagskleid aus Crêpe de Chine, mit feinplissiertem Rock. Das Gesicht umrahmt kleidsam eine neuartige Kappe, auf beiden Seiten mit abgetönten Federplatten garniert. Diese kleinen Kopfbedeckungen, — auch noch ausgesprochener in Kappenform, — sogenannte Lindbergkappen, werden viel getragen; bei der Auswahl ist aber Vorsicht anzuraten; sie eignen sich nicht für jedes Gesicht.

Die Vorliebe für das Jumperkleid ist geblieben, ja, hat sich eher noch verstärkt. Solide und praktisch ist es das ideale Vormittags- und Tageskleid, gleich geeignet für Sport oder Arbeit. Das Mittelbild zeigt uns solch ein apartes Herbstkleid aus beigefarbenem Kasha, mit braunen Blenden abgesetzt und in feinen Falten gelegtem Rock. Dazu passend in der Farbe des Kleides der weiche Filzhut, dessen dunkle Innenseite sich wirkungsvoll vom Gesicht der Trägerin abhebt.

Wie man sieht, ist die diesjährige Mode kleidsam und abwechslungsreich. Es gilt nur für jede Dame das für sie Passende herauszufinden, um gut „bemäntelt“ und gut „behütet“ zu sein.

Sonderbericht für unsere Beilage von M. M.



Ein einfacher, geschmackvoller Samthut in moderner großer Form Kiesel





Aus der Ausstellung „Die Mode der Dame“, die kürzlich in der Funkhalle der Reichshauptstadt eröffnet wurde

☆

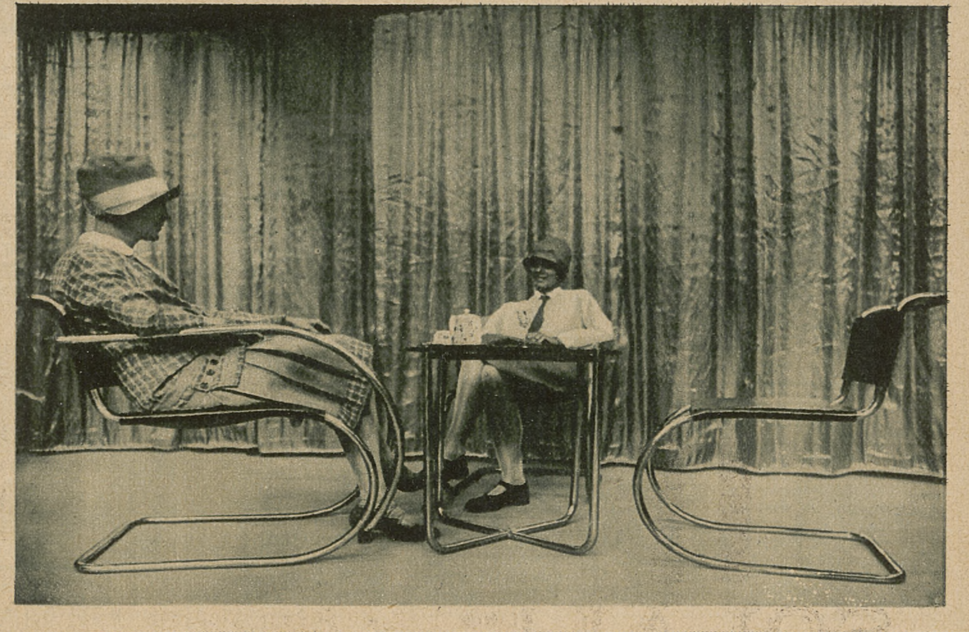
Oben rechts: Übersicht über einen Teil der Ausstellung Fotoaktuell

☆

„Die Dame in ihrem Garten“ Photo-Unino

☆

Auf einfachste Form gebracht sind die eigenartigen und geschmackvollen vernickelten Metallstühle mit farbigem Leder, die von dem Berliner Metallgewerbe Jos. Müller gezeigt werden. — Diese neuzeitlichen Stühle bieten ein außerordentlich angenehmes Sitzen Graudenz



Z Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf 1927—41

Die illustrierte Familienzeitschrift

„Die Welt am Sonntag"

erscheint wöchentlich, an jedem Sonntag im Ausmaß von 32-40 Text- und Bildseiten.

Unsere Bezugsbedingungen:

Bezugspreis:

monatl. Zł. 6.—, öst. Sch. 5.—, Tschech. K. 25.—, R. M. 3.—, D. G. 3.50
viertelj. „ 18.—, „ 15.—, „ 75.—, „ 9.—, „ 10.50

Einzelpreis bei 32 bis 40 Text- und Bildseiten Zł. 1.60
Danziger Gulden 1.—.

Bielitz-Bialaer Abonnenten können die Zeitschrift auch im Zeitungsverschleiß Jagiellońska (Hauptstraße) 10 abholen.

Anzeigentarif für Polen und Danzig in Złoty:

Anzeigenteil:	1/1 Seite	1/2 Seite	1/3 Seite	1/4 Seite	1/6 Seite	1/8 Seite
hinten	300.—	168.—	—.—	87.—	—.—	42.—
vorne	375.—	220.—	—.—	108.—	—.—	—.—
redaktion. Teil	450.—	252.—	193.—	130.—	99.—	—.—

Ausland: auf sämtliche Nettosätze 100% Aufschlag. Bei Wiederholungsaufträgen für nachfolgende Ausgaben unserer Zeitschrift werden entsprechende Rabatte zugestanden.

Zahlungsbedingungen: bei einmaliger Einschaltung **bei Auftragerteilung**, bei Wiederholungsaufträgen laut Normaltarif.

Beachten Sie: „Die Welt am Sonntag" wird im Inland und Ausland durch die größten Vertriebsunternehmen und Verkaufsstellen und durch sämtliche Bahnstationsverschleißstellen vertrieben.

Verbreitungsgebiet:

Polen, Danzig, die Randstaaten, Deutschland, Tschechoslovakei, Oesterreich, Jugoslavien, Rumänien.

Verwaltung: Bielitz, Jagiellońska (Hauptstr.) 10. Fernruf 29.

Bankkonto: **Schlesische Eskomptebank, Bielsko.**
Postsparkasse Warszawa Nr. 181.178.

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.